www.e-rara.ch

Mosaik

Meißner, Alfred von

Berlin, 1886

Zentralbibliothek Zürich

Shelf Mark: 42.581

Persistent Link: https://doi.org/10.3931/e-rara-71598

Erster Band.

**www.e-rara.ch**
Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

**Nutzungsbedingungen** Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

**Terms of Use** This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

**Conditions d'utilisation** Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

**Condizioni di utilizzo** Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Visual Library

# Alfred Meißner, Mosaik.

Erster Band.

42. 581

# Mosaik.

Eine Nachlese

zu den gesammelten Werken

von

**Alfred Meißner.**

Erster Band.

**Berlin.**
Verlag von Gebr. Paetel.
1886.

J 126 a
GK

Alle Rechte vorbehalten.

# Vorrede.

Bedarf es hier eigentlich einer solchen? — Ich denke: nein, wenigstens keiner Vorrede im gewöhnlichen Sinn.

Zu frisch ist noch der Eindruck, den der Tod des Dichters hinterlassen, zu tief der Schmerz um den herben Verlust, als daß schon ein besonderer Hinweis nöthig wäre, das treulose Gedächtniß zu mahnen. Was ließe sich der literarischen Würdigung, die Alfred Meißner bei seinen Zeitgenossen gefunden, noch beifügen? Wie dürfte man das Wagniß unternehmen, der bilder- und gedankenreichen Geschichte seines Lebens, wie er sie uns selbst, wenn auch leider nur als Bruchstück erzählt hat, eine jener gedrängten Biographien, die bei solchen Gelegenheiten üblich sind, an die Seite zu stellen? Und sicherlich eben so überflüssig wäre eine Rechtfertigung, daß nun auch die kleineren,

zum Theil in Zeitschriften einzeln verstreuten Dichtungen einer so bedeutenden poetischen Kraft, die kritischen Aufsätze eines so feinsinnigen Kenners alter und neuer Literatur, die noch keiner Sammlung einverleibt sind, zu einem Buche vereinigt wurden; es müßte vielmehr den langjährigen Freund und Genossen, wenn diese Nachlese unterbliebe, der begründete Vorwurf eines seltsamen Mangels an Pietät treffen.

So darf ich füglich über all' das hinweggehen, und da es mir für den Leser am Ende auch gleichgültig erscheint, wer die Herausgabe überwacht, würde ich es am liebsten vermieden haben, persönlich hervorzutreten, wenn mir nicht doch einige Worte zur Verständigung nöthig erschienen.

Die beiden Bände, wie sie hier vorliegen, sind von mir nur zusammengestellt; der Inhalt derselben war von dem Verfasser selbst ausgewählt und größtentheils zur Buchausgabe schon vorbereitet; die Aenderungen stammen von seiner eigenen Hand; ja, sogar seine Anordnung ist im großen Ganzen beibehalten worden und nur dort leicht den Verhältnissen angepaßt, wo technische Gründe eine andere Vertheilung nothwendig machten. Wird nun von manchem vielleicht eins oder das

andere in dieser Sammlung vermißt, was er darin zu finden erwartete, so ist dies nicht etwa eine Vernachlässigung meinerseits, sondern der Verstorbene hat eben seiner nicht würdig befunden, was er nicht aufnahm. Eine solche Entscheidung zu treffen aber ist meines Erachtens das unantastbare Recht des Autors.

Des Dichters Werke sind sein würdigstes Denkmal, das setzt er sich selbst aus eigener Kraft, nach eigenem Ermessen. Daran soll Niemand rühren! Das Monument, welches sich der Sänger des Žiška in der Erinnerung seines Volkes errichtet hat, ist unvergänglicher als Erz und Marbelstein.

Bregenz, am ersten Jahrestage vom Tode Alfred Meißners, den 29. Mai 1886.

**Robert Byr.**

# Gedichte.

Unter Tagsgespenstern geh' ich
Stumm umher im Sonnenlicht,
Ihre Sprache wohl versteh' ich —
Aber sie verstehn mich nicht.

Was geheim ich in mir trage,
Weiß kein Mensch und jene, die
Mich umgeben alle Tage,
Just die letzten ahnen's sie.

Manchmal tändeln, manchmal scherzen
Kann ich mit der frohen Schar,
Doch der kalte Stolz im Herzen
Bleibt und grollt unwandelbar.

Mitternacht! Die Stunden dehnen
Sich so sehr! Daß ich mein Haupt
Könnt' an eine Schulter lehnen,
An ein Herz, das an mich glaubt!

---

## Ritter, Tod und Teufel.

Auf dem alten Blatt des Dürer
Sehn wir einen Mann in Stahl,
Einen ernsten Reiterführer,
Traben durch ein schaurig Thal.

Hier im Felsenthal, im wilden,
Das ihn rechts und links beengt,
Ward von finstren Spukgebilden
Er umlagert und bedrängt.

Ein Phantom auf dürrem Rosse,
Reitet neben ihm der Tod,
Während ihm des Tods Genosse
Mit dem Schlangenrüssel droht.

Wurzeln von Alraunen mischen
Sich mit grausigem Gethier.
Gift'ge Pilze wachsen zwischen
Feuchten Wänden von Porphyr.

Hund und Roß des Reiters scheuen
In der Fratzen tollem Bann,
Doch den Muth des wackren, treuen
Manns im Harnisch ficht's nicht an.

Schuld hat nie sein Herz belastet,
Fürchten hat er nie erlernt,
Und die Burg, in der er rastet,
Ist nicht mehr gar weit entfernt.

Diese Burg auf mäß'ger Höhe,
Von der Mauern Rund umspannt,
Wenn ich sie im Bilde sehe —
Wie erscheint sie mir bekannt!

In gespenst'ger Fratzen Mitten
Hab' auch ich so manchen Tag
Ein Gehennah-Thal durchritten,
Dran ich nicht gedenken mag,

Bis ich in der Burg Bereiche
Trat, und dort die Herrin fand,
Deren Aug', das sonnengleiche,
Alles Graun der Nacht gebannt!

## Nächtlicher Besuch.

Aufgethan hatt' ich die Truhe, drin in gräberhafter Ruhe
Alte Schriftenbündel lagern, wie im Grabhaus Sarg an Sarg;
Meine Blicke zogen, flogen über dichtbeschriebne Bogen,
Die ich lang mir selbst verbarg.

Matte Helle von der Kante des Kamins die Lampe sandte;
Das schon tief herabgebrannte Feuer hatt' ich neu entfacht;
Draußen wirbelten die Flocken, und vom nahen Thurm die Glocken
Kündeten die Mitternacht.

Und ich dachte: Wo geblieben ist der Mensch, der das geschrieben,
Der sein Hoffen, Grollen, Lieben diesen Blättern anvertraut?
Er ist fort, nicht mehr vorhanden, und ein Anderer erstanden,
Der aus andern Augen schaut!

Unter meines Hirns Gewölbe blieb, was in mir denkt, dasselbe?
Eine einz'ge Nervenfaser? Ein Atom? Ich sage: nein!
In den Adern keinen Tropfen Blutes, den ich fühle klopfen,
Hab' ich mehr mit ihm gemein!

Geistig auch bin ich ein Andrer! Todt ist jener Erdenwandrer,
Der in diese Blätter seine unzufriedne Seele goß.
Raffe denn den Wust zusammen! Ueberliefre ihn den Flammen,
Und ein Spukbild wirst du los! —

Stille bei mir solches denkend, meinen Lehnstuhl seitab lenkend
Und den Kopf ins Kissen senkend, muß ich wohl entschlummert sein. —
Plötzlich öffnet sich die Thüre, wie wenn Zugwind sie berühre,
Jemand tritt ins Zimmer ein . . . . .

Vor mir, wie ich jetzt gewahre, in der Tracht vergangner Jahre,
Mit gelocktem braunen Haare steht ein Jüngling, mittelgroß.
Wundernd mich, was er begehre, frag' ich: Wen hab' ich die Ehre? —
Er, als Antwort, lächelt bloß.

Selbst des Traumes tollste Launen setzen selten in Erstaunen, —
Ich bescheide mich und frage nicht, was seines Wollens hier;
Schon erkenn' ich, wie in trüber Nebelluft, mein Gegenüber, —
Ja, ich stehe selbst vor mir!

„Bist entstiegen du dem Hades? Läßt dich deines Erdenpfades
Ehdem ruhelos durchmess'ne, jetzt vergess'ne Spur nicht ruhn?
Geh und lasse mir den Frieden, den die Jahre mir beschieden;
Ich hab' nichts mit dir zu thun!

„Viel hab' ich durch dich gelitten! Hätt'st du dich nicht selbst bestritten,
Blickt' ich nicht auf soviel Trümmer und auf soviel Schuld zurück.
Wahngebilden und Idolen hast du nachgejagt! Bestohlen
Hast du mich um Gut und Glück!

„Junger Thor, der ewig grollte, weil die Welt nicht anders rollte,
Den kein Lenz erfreuen wollte, weil die Welt noch nicht befreit,

Ich betrachte dich mit Grauen, geh' und laß dich
nicht mehr schauen,
Fort, du bist dem Grab geweiht!" —

Er darauf, und ganz vernehmlich: „„Ei, wie macht
das Alter grämlich!
Anderen Empfangs gewärtig war ich, als ich dir
genaht.
Hättest du in gleichen Banden besser deine Zeit
verstanden?
Dich bewährt in andrer That?

„„Wähne nicht, dich zu erheben über dein ureignes
Leben!
Maß und Kräfte sind gegeben, selbst das End',
das Jeder nimmt.
Meine Wege würd'st du wandeln und, wie ich ge-
handelt, handeln, —
Alles ist vorausbestimmt!

Heut' enttäuscht, zerfetzt, zerschmettert, wie der Baum
vom Sturm umwettert,
Bleibst du immer mein entblättert Wesen nur, —
denn: ich bin du.
Zwischen uns sei keine Fehde! Darum ändre deine
Rede
Und bescheide dich zur Ruh'!""

## Frühlingsabend.

(Piano di Sorrento.)

Es kam der Seewind, duftbeladen,
Von den Orangengärten her,
Unfern, von dämmernden Gestaden
Sah ich Gestalten, nackte, baden.
Ob's Knaben, Mädchen, ob Najaden,
Entstiegen dem azurnen Meer?

Im Felsgestein gelagert schaute
Ich reglos alles wie im Traum.
Zuweilen grüßten Flüsterlaute,
Wie eine Stimme, eine traute;
Erst als die Nacht herunterthaute,
Stieg ich empor vom Uferſaum.

## Der Gattin eines Kritikers.

(Bei Uebersendung eines neuen Romans.)

Bei Rhadamant, dem Seelenrichter,
Der ernsthaft wägt im Tribunal
Lebend'ge und verstorbne Dichter,
Sitzt anmuthreich sein blond Gemahl.

Er kennt als Maßstab nur den strengsten:
Sei klassisch, oder geh' ins Nichts!
Es sehn die Besten nur mit Aengsten
Ihn furchtbar pflegen des Gerichts.

Sie aber mag nichts ganz verdammen,
Was einen Zug der Schönheit trägt,
Und raubt so manche Schrift den Flammen,
In die sie seine Hand schon legt.

In Ehrfurcht bring' ich heut' dies Buch dir,
Holdsel'ge Frau, gesenkten Blicks —
Vielleicht erwirkst du mildern Spruch mir —
Nicht allzu fern mehr braust der Styx!

## An Josephine

(auf der Rückseite einer Photographie).

Haben Sie ein Buch zu eigen,
Wo Sie Bilder von Ruinen
Sammeln und den Freunden zeigen —
Legen Sie dies Bild zu ihnen.

Mittelalterliche Reste
Einer halb und halb schon grauen,
Blitz- und sturmgeprüften Veste
Sind auf diesem Blatt zu schauen.

Einsam ward's in diesen Räumen,
Aber Nachts geht eine Dame
Um darin, ein Bild aus Träumen —
Josephine ist ihr Name!

## Römische Elegie.

(Rom, im März 1874.)

Die Erd' — trotz Galilei — unbeweglich,
Umkreist von goldnen Sternen groß und klein,
In ihrem Schlund die Hölle graus und kläglich,
Ob ihr das Paradies im lichten Schein —

Darin der Sohn, der Vater und die Taube
Des heil'gen Geistes über Beider Haupt —
So war es eh'mals, also wollt's der Glaube,
Und gut ging's keinem, der nicht dran geglaubt.

Ich aber, ihr Vertreter auf der Erde,
Ihr Vicekönig, saß auf höchstem Thron;
Mit goldnem Krummstab lenkt' ich meine Heerde
Und hoch und höher wölbt' ich meine Kron'.

Nepoten auszustatten und Maitressen
Verordnet' Ablaß ich und Jubeljahr,
Von goldnen Tellern pflegten wir zu essen, —
Mein Gott, der Priester lebt ja vom Altar.

Cassierern gleich am Eingang des Theaters
Vergaben Plätze wir ins Paradies,
Und alles huldigte der Macht des Vaters,
Der Seelen aus dem Fegefeuer ließ.

Daß Freitags Fleisch beleid'ge Gottes Nase,
Daß Fische essen sei ein frommer Brauch,
Daß nicht der Vetter heure seine Base,
Das statuirt' ich, doch ich löst' es auch.

Verbote gebend, doch zu allen Stunden
Sie wieder lösend, schaffte man sich Geld.
Wir hatten auch die Fastenzeit erfunden —
Der Dumme zahlte, daß er sie nicht hält.

Und lächelnd blickt' ich auf des Volks Gedränge,
Das glücklich in der Fülle seines Wahns,
Sah Knie an Knie und Kopf an Kopf die Menge
Beim Segen vom Balcon des Laterans.

Und nun, und nun! Die Erde kam ins Rollen,
Es wich der Himmel, der sich stützte drauf,
Entfesselt rollt sie weiter und im tollen
Gewirr nimmt sie zum Untergang den Lauf ....

Wohl fluch' ich, doch was hilft es, daß ich wettre?
Die Meng' ist störrisch und der Himmel taub.
Mit meinen stärksten Bannesstrahlen schmettre
Ich keine Fliege nieder in den Staub.

O schrecklich! Einst ein Gott fast, und jetzunder
Der Schelme Stichblatt und der Buben Spott!
Wo seh' ich Hülfe? Himmel, wirk' ein Wunder! —
Allein du wirkst kein Wunder mehr, o Gott.

Ihr, meinem Herzen stets die innigst Theuern,
Ihr Geistesarmen, laßt ihr mich im Stich,
Genügt es denn, den Peterspfennig steuern?
Erhebt euch und bewaffnet euch für mich!

Ihr schweigt. Ich fluch' auch euch! O hätt' ich Kräfte
Wie Simson einst! Ich faßte Petri Dom
Und risse nieder diese Säulenschäfte,
Und eine Trümmerstätte wäre Rom!

## Herculanum.

Es öffnet sich das Haus dem Fest.
Erklinge, sanftgestimmte Leier,
Ertönet, Flöten, wie im West —
Der Abend gilt der Hochzeitsfeier.
Es führt bei duft'ger Fackeln Schein
Sallust die junge Gattin ein.

Ungleicher Bund! Doch wenig weiß
Der Römer von des Herzens Flügen —
Des Vaters bündigem Geheiß
Muß schweigend sich die Jungfrau fügen.
Wo Reichthum fordert, Macht begehrt,
Wird fügsam jeder Wunsch gewährt.

Schon mancher Römer, alt und grau,
Erkor des jungen Mai's Gespielen —
Was blickst so bang du, junge Frau,
Und blickst so finster auf die Dielen?
Am Becher schleun'ge sich der Puls,
Und schon erklingt das Lied Catull's:

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt —
Morgen liebe, wer die Liebe
Schon empfand —

Das Lied verstummt, denn ein Getos'
Vermischt sich jetzt mit einem Beben,
Als wolle etwas, Stoß um Stoß,
Sich aus der Erde Innern heben.
Empfindung plötzlicher Gefahr,
Noch unbestimmt, erfaßt die Schar.

Des Himmels Blau, dem Meer vermählt,
War ohne Trübung, Woch' um Woche,
Doch wer dem Berg genaht, erzählt,
Daß es im Innern koche, poche,
Als ob der Klumpfuß, der Vulcan,
Dort seine Schmiede aufgethan.

Die Rebe krankt' an gift'gem Thau —
Wo auch die Magd dem Brunnenrohre
Den Krug anlegt, es füllt' ein lau
Und schweflig Wasser die Amphore —
Todt aus den Lüften, blau und klar,
Fiel eine ganze Vogelschar.

Und stiller wird es denn zuvor.
Da folgt ein zweiter Schlag — es schwanken
Des Zimmers Wände, wie empor
Im Sturm gehob'ne Schiffesplanken.
Ein dritter Stoß, ein Donnerkrach —
Dem Berg entströmt ein Flammenbach.

Hinaus! Den Ausweg rasch gesucht!
Die Lichter löschen aus, die Lichter —
Geschrei und Rasen wilder Flucht —

Erstickend wird die Luft und dichter,
Doch schon der Ausweg ist ein Kampf
In Finsterniß und Schwefeldampf.

„Bricht denn das End' der Welt herein?"
Lavinia denkt's — ihr Fuß will stocken.
„Was will der jähe Flammenschein?
Erstickt die Welt in Aschenflocken?"
Da grüßt sie ein bekannter Ton:
„Ich bin dir nah, ob alle flohn."

„Du bist's, Myrtill?" — „Ich sucht' den Tod,
Auf deiner Schwelle wollt' ich sterben,
Nun wird mein Helfer in der Noth
Der andern Sterben und Verderben.
Zum mind'sten raub' ich dich dem Feind,
Der mich beraubt — und Tod vereint."

„Was fassest du mich an so wild?
Ich hab' vor deinem Blick ein Grauen —
Zum Tempel will ich und dem Bild
Der großen Göttin mich vertrauen —"
„Heut schützt nicht Tempel und Altar,
Die Götter selbst sind in Gefahr!

„Hör' mich, es sterben insgesammt,
Die sich an diese Scholle binden —
Doch denk' ich bei dem Schein, der flammt,
Noch am Gestad' mein Schiff zu finden.
Zur Rettung überlaß dich mir,
Versagst du's — sterb' ich gern mit dir!"

„Und bin ich jenes Gattin nicht?"
„Nicht mehr! Ihm und dem Tode raube
Ich dich." „O Gott, die Welt zerbricht
Und sargt uns ein mit ihrem Staube —
Die Erde und der Himmel loht,
Ach, diese Nacht ist mehr als Tod!"

Er fühlt, indeß er sie umfaßt,
Des Herzens Schlag, des Busens Schwellen,
Nicht sträubt sich mehr die holde Last,
Die ihm anheim die Götter stellen,
Er hebt empor, die sanft geschmiegt
An seinem Herzen weinend liegt.

Hinab die Gassen lang und schmal,
Er trägt sie fort auf kräft'gem Arme,
An ihm vorüber, bleich und fahl,
Jagt flüchtig Volk in wildem Schwarme —
Und vorwärts, vorwärts seine Bahn
Treibt ihn der Lavaschlangen Nahn.

Am Saum der Mauer ruht er aus.
„Erlöschen Mond und Sternenfunken,
Was kümmert mich noch Nacht und Graus —
An deinem Busen lieg' ich trunken!
In einem Kuß, in einem Hauch
Verschmelzen — wär's der letzte auch!"

Sie spricht: „Wie ist an deiner Brust
Das Leben mir noch eins so theuer!
Doch pflichtvergessen, schuldbewußt,

Erreicht mich noch ein rächend Feuer.
Vergessen hab' ich Stolz und Ehr' —"
„O schweig, du siehst ihn nimmermehr!"

Nun irren sie dahin, nun stehn
Sie still und schaun zurück. Es brennen
Paläste, Hallen, Propyläen,
Im Isistempelraum erkennen
Sie den gedrängten Menschenknäul —
Her durch die Nacht dringt das Geheul.

Der Circus wogt, ein rother See,
Deß Ränder hoch und höher steigen,
Es schmilzt und birst des Marmors Schnee,
Man sieht die Statuen sich neigen
Und niedertauchen in die Glut —
Wie Frau'n in eines Bades Flut.

Fort, fort! Nun sind sie schon am Meer!
Schon sengt die Asche die Sandalen.
Da steht das Schiff — drauf kam er her —
Die Wellen ringsum blutroth strahlen,
Und in das Schiff, still, ohne Laut,
Legt er die sterbensmatte Braut.

„Lavinia, du lebst, du lebst —
Und Rettung blüht uns in der Ferne —
Ach, wie du fieberst, wie du bebst,
Sieh nur — das ist das Licht der Sterne! —"
Und übers Meer mit müdem Leib
Führt er das schwererrung'ne Weib.

Nach dreier Tage Dunkelheit
Zeigt wieder ihr Gesicht die Sonne,
Doch fahl — als ob für alle Zeit
Vertrocknet ihre Strahlenbronne.
Mit Schaudern streift der Blick hinan
Und sieht des Berges Werk gethan.

Campania Felix ist ein Grab —
Die holde Stadt der Aphrodite
Ist eingesargt, daß, wo hinab
Sie sank, kein fremdes Aug' erriethe, —
Von Capris Küste blickt ein Paar
Hinüber, wo die Stadt einst war.

## Der Theolog von Salamanca.

I.

Fray Eugenio Zapota,
Zu Philipp des Zweiten Zeit
Der Theologie Professor,
Hat die Bibel zu erklären
Den Studenten Salamanca's.
Doch er weiß nicht, wie dies thunlich,
Denn er selbst wird draus nicht klug,
Um so eifriger er forschet,
Desto dunkler wird sein Thema.

In der Zelle, die er täglich
Ein paar Stunden nur verläßt,
Hat Zapota von Folianten
Ein Gebirge aufgethürmt.
Er durchklimmt bei Tag und Nacht
Diese grauenhafte Wüste,
Einen Gipfel zu erreichen,
Wo sich alles klärt und rundet,
Doch umsonst! Unüberbrückbar
Starren um ihn her die Klüfte,
Glaubt er eine Höh' erstiegen,
Reißt ein Strom von Widersprüchen
Ihn herunter, stellt ihn wieder
Auf den Platz, von dem er aufstieg.

Eigner Kraft nicht mehr vertrauend,
Gänzlich rathlos, schier verzweifelnd,
Stellt er an die theolog'sche
Junta, an das Consistorium,
Schließlich eine Anzahl Fragen,
Und erbittet drauf sich Antwort.

„Wie beweis ich," schreibt Zapota,
„Edle, hochgelahrte Herren,
Daß die Juden, die wir heute
Gern verbrennen, sengen, hängen,
Vor viertausend Jahren Gottes
Auserwähltes Volk gewesen?
Konnte Gott, den ohne Lästrung
Man nicht ungerecht darf nennen,
Der nomad'schen jüd'schen Horde
Den Besitz der ganzen Erde
Einst versprechen — aber dann für
Eine andre sie verlassen,
Die zweihundert Jahre lang
Noch verachteter als jene?

„Warum that doch Gott den Juden
In der vorhistorischen Zeit
Eine solche Unzahl Wunder,
Und warum geschehen jetzt
Keine mehr, da wir doch auch
Gottes Volk sind, so zu sagen?

„Die Zeitrechnung der Chinesen,
Der Aegypter und Chaldäer,
Wie doch bring' ich sie in Einklang
Mit der Zeitrechnung der Juden?

„Spricht der Pentateuch von Städten,
Die zur Zeit noch nicht bestanden,
Und von Kön'gen, welche sieben
Hundert Jahre später lebten,
Ach, wie reim' ich das zusammen,
Ich, ein armer Licentiat?

„Wenn im Paradiesesgarten
Flüsse vier sind, deren Quellen
Tausend Meilen auseinander
Liegen, wie versöhn' ich dies?

„Bin nicht Chemiker genug
Zu erklären den Studiosen,
Wie das goldne Kalb an einem
Tage fabrizieret worden
Und am selben Tag von Moses
Ward zu Asche reduziert.
Denn wie wandl' ich Gold in Asche?

„Wenn das heil'ge Buch den Hasen
Einen Wiederkäuer nennt,
Wie erklär' ich den Studenten
Diesen zoolog'schen Schnitzer?

„Wie erklär' ich, daß der starke
Simson fing dreihundert Füchse,
Mit den Schwänzen aneinander
Sie gebunden und daran
Feuerbrände schlau befestigt —
Hielten denn die Füchslein stille?

„Doch mit diesem und noch anderm
(Von des Jonas Walfisch, vom
Esel Bileams) fänd ich mich
Wohl noch ab, ich könnte sagen:
Unsinn ist's, unwerth der Mühe,
Viel darüber nachzudenken;
Aber wie ergeht es mir
Mit dem neuen Testamente,
Wo doch alles inspiriert?
Das Geschlechtsregister Lucä
Und Mathäi zu vereinen —
Nimmermehr gelingt mir dies!
O, erleuchtet mich, Ihr Weisen,
Soll ich lesen nach Mathäus,
Daß die heilige Familie
Nach Aegypten sich geflüchtet,
Oder laß ich mit den andern
Sie in Palästina bleiben?

„Wer erklärt das astronom'sche
Phänomen des Sternes, der
Die drei Kön'ge (oder Magier)
Führte zur bewußten Krippe?

„Daß die römischen Geschichten
Nichts vom Kindermorde wissen,
Die doch sonst die ärgsten Dinge
Von den Kaisern uns berichten —
Bringt mich in gewalt'ge Noth.
Wer erklärt der Kindlein Tod?

„Daß der Teufel konnte wagen
Zu versuchen Gottes Sohn,
Und von eines Berges-Spitze
Alle Reiche ihm gezeigt —
— Hoch ist dieser Berg gewesen —
Dieses auch verblüfft mich sehr.

„Mich verblüfft auch die Geschichte
Von den vielen hundert Teufeln,
Welche fuhren in die Schweine,
Die sich dann ins Meer gestürzt.
Wie doch kam in eine Gegend,
Wo die Schweinezucht verpönt war,
Plötzlich so viel Borstenvieh?

„Und so hätt' ich noch unzähl'ge
Weitre Fragen vorzulegen,
Ueber die mein schwacher Kopf
Unablässig sinnt und grübelt.
Nun, ich laß es dran genug sein!
Sicherlich, verehrte Herren,
Schenkt Ihr die erwünschte Auskunft
Eurem ganz unwürd'gen Diener,
Fray Eugenio Zapota!"

## II.

Als man im Consistorium
Zapotas Fragen verlesen,
Entstand daselbst ein Scandalum,
Wie nie noch eines gewesen.

Der Eine sprach: „Welch trauriger Thor!
Was soll man zu ihm sagen?
Er legt uns Fragen zur Antwort vor,
Mit denen nur Narren sich plagen."

„Der ist so dumm nicht, als er sich stellt!"
Versetzt ein Anderer hämisch.
„Ich meine, dies Papier enthält
Sehr vieles, was blasphemisch."

Ein Dritter ruft: „In seiner Schrift
Liegt Schuld auf Schuld gehäufet,
Der hat seit Jahren ein feines Gift
In junge Gemüther geträufet!"

Der Bischof sprach: „Drum seid nicht faul,
Und thut, was Gottes Gebot ist!
Ein solcher Freidenker hält sein Maul
Am sichersten, wenn er todt ist!"

Anhub eine heiße Redeschlacht,
Sie dauerte Tage und Wochen.
Mit dreizehn Stimmen gegen acht
Ward schließlich das Urtheil gesprochen.

Aufgingen nun in Valladolid's
Gefängnißhause die Pforten,
Dahinter die Opfer des heil'gen Offiz
Verfaulten und verdorrten.

Vermummte Büßer ziehen voran,
Es folgen die Familiaren,
Die Dominikaner mit Kreuz und Fahn',
Der Klerus in Festtalaren.

Im safranfarbenen Büßergewand,
Von grimmigen Schergen geleitet,
Eine ausgelöschte Kerz' in der Hand
Der arme Zapota schreitet.

Er ist so hager, er ist so bleich,
Er blickt empor zu den Dächern,
Altanen und Fenstern, wo anmuthreich
Die schönen Señoras sich fächern.

Die schönen Señoras sich fächern, scheel
Den armen Sünder betrachten,
Und statt zu beten für seine Seel',
Mit schmucken Hidalgos schmachten.

Und als Zapota zum Holzstoß kam,
Da schaut er um sich im Kreise,
Aus seinen Zügen weicht der Gram,
Er spricht, nicht laut, nicht leise:

„Ergeben verlaß ich und unverzagt
Ein Leben, das nimmer mich freute,
Auf alle Fragen, die mich geplagt,
Erhalt' ich die Antwort noch heute."

Man zündet das Reisig, und hoch hinan
Die Flammen lecken und schlagen:
Das war die Antwort, die dem Mann
Geworden auf seine Fragen.

## König Poltys.

Poltys, Fürst im Thrakerlande,
Sieht mit Kummer, sieht mit Leid,
Wie der Krieg am Nachbarstrande
Einst Befreundete entzweit.

Hie Trojaner! Hie Achaier!
Und nun fällt der Götter Schaar,
Mars voran, der tolle Schreier,
Selbst einander in das Haar!

„Paris", lautet Poltys' Rede,
„Weil das Gastrecht er verletzt,
Ist der Stifter dieser Fehde,
Die den Himmel selbst entsetzt.

„Dennoch kann ich ihn entschuldigen —
Er ist jung und sie ist schön,
Und der Macht der Schönheit huldigen
Götter selbst auf Ida's Höhn.

„Aber darf er sie behalten?
Die gebrochen sonder Scheu
Schwüre, die dem Gatten galten,
Bleibt dem Buhlen auch nicht treu.

„Wieder ist nicht zu begehren
Vom Atriden Menelaus,
Nachsicht Jener zu gewähren,
Die so schnöd verließ das Haus.

„Müßte ich den Fall entscheiden —
Ich erkenn' ihn ganz genau —
Sollte keinem dieser Beiden
Mehr gehören jene Frau!

„Aber beide glühn und brennen,
Stürzen sich in Kampf und Schlacht —
Sie zu sänftigen, zu trennen,
Hab' ein Mittel ich erdacht!

„Unter meinen hundert Frauen
Hab ich zwei noch nicht berührt,
Beide lieblich anzuschauen,
Werth, daß sie ein Gott erkürt.

„Paris, meinem jungen Vetter,
Führt' ich gern die eine zu,
Und die andre, Freund der Götter,
Menelaus, erhieltest du!

„So beseitigt wäre diese
Kriegsnoth, so die Welt entflammt,
Und die fernste Nachwelt priese
Poltys und sein Mittleramt!“ ....

Also spricht der gute König,
Doch sein Antrag wird verlacht.
Höchste Weisheit gilt nur wenig,
Wo die Leidenschaft entfacht.

## Karghegan.

Der Nordlandsküste Schrecken war
Karghegan, der Pirat;
Der Schloßhof brennt, der Lehnsherr fällt,
Wo er das Land betrat.

Des Sengens satt, stand wider ihn
Des Schiffes Mannschaft auf;
Er hat es in den Grund gebohrt
Mitten im schnellsten Lauf!

Wohl vierzig Klafter unter der See
Das Wrack des Schiffes bleicht
Mit Tonnen, Tau'n und Takelwerk,
Durch das der Krake schleicht.

Doch kommt ein Sturm und pflügt das Meer,
Hebt sich des Schiffes Last,
Der Nebel bläht als Segel sich
Schwerwuchtig vor dem Mast.

Entsetzen faßt den Schiffer, dem
Das Geisterschiff sich naht —
Am Helme steht, wie ehedem,
Karghegan, der Pirat.

---

## Böser Zauber.

In der Felsenmühle sitzt
Einsam wach der Mühlgeselle,
Eine Lampe brennt — er schnitzt
Keile bei der Flackerhelle.

Draußen gehen ihren Gang
Sturm und Bach — er muß sich fragen,
Wohin endlich und wie lang
Sein Verhängniß ihn wird jagen?

An die Schnöde lang und viel
Denkt er, die sein Herz verlachte,
Daß er floh zu Wein und Spiel
Und sich um sein Erbgut brachte.

„Thor, vergissest du sie nie?"
Fragt er, „warum diese Thränen,
Als du vor sie tratest?" Sie
Lachte mit den blanken Zähnen.

Mit den Zähnen perlenweiß,
Die ihm einst das Herz zerrissen,
Doch von dem, was in ihm heiß
Wogte, schien sie nichts zu wissen.

Zwar — der, welcher sie gefreit,
Hat's nicht gut, kein Knecht will bleiben,
Denn ein Spuk soll nächt'ger Zeit
In dem Haus sein Wesen treiben.

Ihn erschreckt's nicht; müd gehetzt,
Doch noch Sklav' der holden Mienen,
In der Felsenmühle jetzt,
Der verruf'nen, will er dienen.

Also sinnt er, denkt und wacht
Einsam bei der Flackerhelle.
Um die Zeit der Mitternacht
Führt sein Messer der Geselle.

Zwölfe schlägt's — — mit einem Ruck
Fällt das Uhrgewicht zur Erde —
Und er fragt sich, ob ein Spuk
Ihn schon heut erschrecken werde?

Und ein Fenster thut sich auf — —
Auf geräuschlos weichen Tatzen
Jetzt in Sprüngen, jetzt im Lauf,
Kommt herein ein Zug von Katzen.

Aufrecht schreitend, zierlich, leicht
Ziehn sie Kreise und miauen —
Haltung und Bewegung gleicht
Wundersam der Art von Frauen.

Eine, wie mit Mehl bestäubt,
Springt ihm auf das Knie mit Schmeicheln
Und beginnt, ob er sich sträubt,
Sein zerzaustes Kinn zu streicheln.

Wie er auch sich wehrt vor ihr,
Sie umkost ihn wie im Ringe —
Da — dem unheimlichen Thier
Stößt er in den Leib die Klinge!

Ha! Schon wälzt es sich in Blut —
Aber jetzt aus allen Ecken
Stürmt auf ihn die Unholdsbrut —
Er entflieht mit jähem Schrecken . . . .

Draußen steht er, faßt es kaum,
Daß ihn fort die Füße trugen,
Weiß nur, daß im düstren Raum
Flammen aus dem Boden schlugen.

Sinnlos, mit gesträubtem Haar,
Spricht er: „Flieh! das Thor ist offen —
Die, in deren Bann ich war,
Hab' ich durch das Herz getroffen!"

# Novelletten.

# Tannhäuser im Orient.

Vor einigen Jahren hatte ich in Venedig einen gebildeten jungen Armenier kennen gelernt. Wir trafen uns nach Tische auf dem Marcusplatze unter den Procuratien und pflegten den Kaffee mit einander zu trinken. Alles, was der junge Mann von dem wunderbaren Hochlande, seiner Heimat, erzählte, interessirte mich in hohem Grade: von der Geschichte der verschiedenen Dynastien, die dort regiert, und der merkwürdigen Menschen, die dort gelebt, war mir fast Alles neu. Eines Abends, als die Militär-Capelle spielte, beklagten wir Beide den unwürdigen Charakter der vorgetragenen Compositionen, und ich belobte unsere deutsche Musik. Ich sprach von der Wirkung, die Mendelssohn's Hochzeitsmarsch aus dem „Sommernachtstraum" und Wagner's Einzugsmarsch aus dem „Tannhäuser", von ähnlichen Militär-Capellen vorgetragen, unwiderleglich ausüben. Der Name Tannhäuser, den er schon öfter vernommen, veranlaßte meinen Armenier zu allerlei Fragen; er wollte die Fabel, auf welcher die Oper

erbaut ist, kennen. Ich erzählte, daß im Thüringerlande, nicht weit von Friedrichroda, ein Berg von seltsamer Gestalt emporrage, der Hörselberg genannt, aus dem zuweilen fröhliche, verführerische Musik, Gesang und Tanz hervorklinge. Ein altes Volkslied, das „Lied vom Dannhäuser", der Schreibart nach aus dem siebzehnten Jahrhundert stammend, erzähle, wie ein junger Ritter plötzlich seinen Freunden verschwand. Er war in jenen Berg gerathen, wo Frau Venus, die heidnische Göttin, als „schöne Teufelin" wohnt. Des Freudenlebens überdrüssig geworden, nahm der junge Ritter endlich Urlaub und pilgerte nach Rom, um vom Papste Absolution seiner Sünden zu empfangen, wurde aber bald vom bittersten Heimweh nach der Huldin erfaßt, so daß er sie wieder aufzusuchen ging. Er verschwand im Berge und soll, wie das Volkslied sagt, darin verbleiben „bis zum jüngsten Tag".

„Das alte Tannhäuserlied," so schloß ich meinen literar-historischen Bericht, „war nach des ursprünglichen Verfassers Meldung in der Absicht verfaßt, „fromme Christenseelen vor Satan's List zu warnen". Aber diese wohlgemeinte Warnungsstimme gerieth bald in Vergessenheit. So lange Lied und Sage nur in Kornmanni mons Veneris aufbewahrt waren, blieb der Tannhäuser wirklich ein ganz verschollener, in einer Höhle verborgen lebender Mann. Nun fand das Lied Aufnahme in „Des Knaben Wunderhorn", und Ludwig Tieck, der Romantiker,

erzählte die Geschichte in seinem „Phantasus". Dennoch kümmerte sich Niemand sonderlich um den guten Tannhäuser. Es wurde erst anders, als Heinrich Heine gegen das Ende der Dreißiger-Jahre eine unvergleichliche Umarbeitung des alten Gedichtes brachte, deren Schluß jedoch in den wildesten Ton der Travestie hineingerieth. Nun fing man an, die Schönheit der alten Dichtung anzuerkennen. Da kam zehn Jahre später Richard Wagner. Er entnahm der Heine'schen Ballade die angedeuteten dramatischen Momente, verflocht die Tannhäusersage mit der Sage vom Sängerkriege und machte auf Einmal durch die überlegene Kraft dramatischer Mittel Tannhäuser zu einem berühmten Manne. Von da ab scheint die Geschichte zu einer unerschöpflichen Fundgrube von Anregungen geworden zu sein. Die im Thüringer Berge verschlossenen Geister ruhen nicht, denn jedes Jahr bringt ein großes Gedicht oder einen neuen Roman, dessen Titel schon („Tannhäuser", „Der neue Tannhäuser", „Im Hörselberg", „Frau Venus" u. s. w.) die Beziehung zur alten Sage aufweist. Alle diese Bücher variiren mit der feierlichen Umständlichkeit, die zu den charakteristischen Zügen unserer neuen Literatur gehört, das alte bekannte Thema . . ."

Dies Alles interessirte meinen jungen Forscher, er blieb eine Weile nachdenklich; endlich sagte er:

„Wir haben bei uns eine ähnliche Sage. Die tiefe Symbolik, die in Ihrer deutschen Volksdichtung

liegt, besitzt die unsere allerdings nicht, dennoch scheint sie mir nicht ganz ohne eine gewisse Idee zu sein. Sie stammt aber auch nicht aus so früher Zeit. Unsern Tannhäuser wollen noch etwelche alte Leute in meiner Heimat gesehen und gekannt haben."

Ich bat den jungen Mann, mir die Geschichte nicht vorzuenthalten, und er erzählte mir Folgendes:

„Hatsan Schahum, ein junger christlicher Kaufmann, belud einige Züge von Kameelen mit kostbaren Seiden- und Silberstoffen und trat mit großem Gefolge eine Reise nach Persien an. In Ispahan angekommen, fand er für seine Waaren guten Absatz, ruhte sich aus und ergab sich dem Wohlleben. Er war gebildeten Geistes, ein angenehmer Gesellschafter, nur liebte er allzusehr den Wein und die Frauen. Eines Tages, im Kreise fröhlicher Genossen, sagte er:

Ich habe mich im schönen Ispahan nun viel herumgetrieben und kenne die Stadt durch und durch. Aber der Umgang mit einem schönen Weibe ist mir noch nicht zu Theil geworden. Ist keine Hoffnung dazu?"

Ein Freund erwiderte:

„Ich glaube dir rathen zu können. Es lebt in dieser Stadt ein altes Weib, in Heilmitteln, Liebestränken und allerlei geheimer Kunst wohl erfahren. Ich will sie dir schicken. Vertraue dich ihr an, und Alles wird nach deinem Wunsche gehen."

Am andern Tage hatte der Freund seines

Versprechens gedacht, und als es dämmerte, erschien, in einen grauen Mantel gehüllt, eine Matrone an der Thür des jungen Gesellen.

Hatsan Schahum schenkte ihr ein Stück Damast und sagte:

„Mütterchen, ich brenne danach, von einer Schönheit dieses Landes Gunst zu erlangen. Mein Herz ist durstig und möchte getränkt sein. Hilf mir, ich will es dir Dank wissen."

Das Mütterchen erwiderte:

„Ich glaube, dir versprechen zu können, wonach dein Herz sich sehnt. Ich weiß eine Schönheit, deiner würdig. Sie wäre ein sicheres Heilmittel deines Grams. Ich hoffe, diese Gazelle, so scheu sie auch ist, in dein Netz zu führen. Ich habe Zutritt zu ihr. Sie wird meinen Bitten nicht widerstehen."

Damit humpelte die alte Hexe davon und war drei Tage nicht zu sehen. Hatsan Schahum blieb in peinlicher Erwartung.

Am vierten Tage kündigte ein Diener die Rückkehr der Alten an. Der junge Mann flog ihr entgegen und fragte, ob sie Alles ins Reine gebracht habe?

„Drei Tage und drei Nächte," erwiderte die Alte hastig, „habe ich der Schönheit in die Seele gesprochen. Ich bin noch ganz müde davon."

Damit setzte sie sich.

Hatsan Schahum sagte:

„Ruhet aus und erfrischt euch mit Sorbet."

Das that die Matrone und fuhr fort:

„Ich hatte meiner Schönheit kaum dein Anliegen vorgetragen, als sie in fürchterlichem Zorn auffuhr. Ihre Locken schüttelnd, sagte sie: Muß ich von dir solche Ungeziemlichkeit erfahren? Hast du mich je auf verbotenen Wegen angetroffen?... So ging es fort, bald stritten wir uns, bald verglichen wir uns wieder, endlich hat sie meinen Bitten nachgegeben, denn ich sagte ihr, wie du in der Blüthe der Jahre stündest, mit Schönheit begabt, unendlich reich und freigebig seiest. Der Widerstand ist besiegt, die Gelegenheit günstig, du magst dich unter meiner Führung zur Schönen begeben."

Auf diese Nachricht hin wußte der junge Kaufmann sich vor Freude gar nicht zu fassen. Er öffnete eine Truhe und gab der Alten mehrere Stücke des schönsten Stoffes als Botenlohn. Ein goldenes Armband mit Edelsteinen, das zehntausend Aspern gekostet, steckte er zu sich in den Gürtel.

„Ich habe dir nur noch," sagte die Alte, „das tiefste Stillschweigen zu empfehlen. Geheimniß ist die Bedingung deines Glückes. Ein Wort, das du laut werden ließest, würde Alles zerstören. Es wird Abend. Reite durch das Westthor hinaus und folge der Straße, bis du mich triffst. Ich eile voraus und werde dir den Weg zeigen."

Damit ging sie fort. Der Glückliche schmückte sich, wählte die hellsten Kleider und bestieg sein edelstes Pferd. Draußen auf der einsamen Landstraße traf er die Alte.

Sie wies ihm einen Garten, in dessen Mitte ein reicher Pavillon emporragte. Ringsum standen hohe Palmen und erhoben ihre Häupter über Orangen- und Granatbäume. Hatsan Schahum trat durch das vergoldete Gitterthor und schritt durch einen schattigen Laubgang. Sein Herz schlug heftig, er war vom Dufte der Blumen wie berauscht, Alles machte den Eindruck tiefster seligster Abgeschiedenheit.

Unter dem hufeisenförmigen Bogen des Eingangsthores wurde Hatsan Schahum von einem stummen schwarzen Diener begrüßt. Er schritt weiter durch einen kurzen Corridor und befand sich bald in einer halboffenen Halle, deren Oberbau von zierlichen Säulen getragen war. Die Wände derselben waren mit Goldschmelzmosaik überkleidet, aus der sich farbige Ornamente heraushoben, ein Fenster war geöffnet, die Gardine aufgezogen, und gewährte einen Ausblick auf die mondbeschienene Heimlichkeit des Gartens.

Auf brocatenen Kissen, die auf weichen Teppichen gehäuft waren, ruhte die Schönheit. Der erste Willkomm, den sie dem jungen Manne bot, raubte ihm sogleich alle Besinnung. Allmälig faßte er sich und sagte:

„Heil mir, daß Ihr mich mit dem Glücke, so viel Reiz zu schauen, begnadigt! Ich bin euer Sklave und will es ewig bleiben!"

Die Schöne lächelte ihm hold entgegen und

forderte ihn auf, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Sie winkte, man brachte Wein von Schiras, sie goß zwei Becher voll; der Wein funkelte geheimnißvoll.

Nun trat eine Schaar unvergleichlicher Dienerinnen mit musikalischen Instrumenten heran und stellte sich im Halbkreise auf. Die Einen spielten, die Andern tanzten. Der Glückliche hielt seine Geliebte im Arme, und so verlängerten Beide bis gegen Mitternacht das süße Gefühl der Liebesfreude.

Und so ging es nun von Tag zu Tag, vom Abend bis zum Morgen. Die Liebe des jungen Kaufmannes nahm immer zu, die Stunden, da er sich von der Geliebten trennen mußte, wurden ihm zu Ewigkeiten. Er zog sich von aller Gesellschaft zurück und wanderte jeden Abend hinaus in den Garten, wo die unvergleichliche Schönheit seiner wartete. Täglich brachte er ihr ein neues Geschenk, eines immer prachtvoller als das andere. Nicht immer grüßte sie ihn freudig. Zuweilen war ihr Gesicht bleich wie das einer Todten und von unendlich leidendem Ausdrucke. Aber Spiel, Tanz und Liebesfreuden heiterten sie immer wieder auf.

So brachte Hatsan Schahum Gott weiß wie viele Monate im Dienste seiner Gebieterin zu, bis er, nachdem er auch seine Sklaven verkauft hatte, ganz nachdenklich ward. Er sah sein Verderben vor sich und sah die Nothwendigkeit ein, in sein Vaterland zurückzureisen. Als er wieder bei ihr war, sagte er:

„So lange ich, geliebte Seele, auch deines Umgangs genieße, kann ich dessen nicht satt werden. Dennoch zwingt mich die Lage, in meine Heimat zurückzukehren. All mein Vermögen ist in deinem Dienste aufgegangen. Ich habe aber daheim bedeutende Güter. Diese will ich veräußern und bei meiner Rückkehr Alles zu deinen Füßen niederlegen. Dann aber will ich mein ganzes Leben hindurch als dein treuer Diener bei dir weilen."

Die Schöne war während dieser Rede erblaßt; sie erwiderte, indem sie ihre zarten Hände um den Geliebten schlang:

„Treuer Freund, verweile hier! Wenn es dir an Gold mangelt — ich habe Ueberfluß daran. Mach' dir darüber keine trüben Gedanken."

Aber Hatsan Schahum erwiderte:

„Deiner Huld stand es wohl an, das zu sagen, was du gesagt; aber so lange ich mein Vorhaben nicht ausgeführt, habe ich nicht Rast noch Ruhe. Ich sage dir auf eine zeitlang Lebewohl!"

Damit stand er auf; die Schöne nahm ein Tuch vor die Augen, sie weinte.

Da schmolz auch des Jünglings Herz; er umarmte sie, und ihre Thränen flossen ineinander. Dennoch sagte er: „Der Augenblick der Trennung ist gekommen."

„So lebe wohl!"

Auf eine Weile setzten sie sich noch einander gegenüber. Die Schöne hatte Schahum's rechte

Hand ergriffen, wiegte sie lange und zärtlich auf ihren Knien und drückte sie dann traurig schweigend an ihre Lippen. Er überließ sie ihr gern. Nun glättete sie dieselbe zwischen ihren Händen, jetzt zog sie jeden Finger durch die ihrigen, tändelte damit wie mit einem lieben Spielzeug. Dabei küßte sie die Hand glühend und wiederholt. Jeden Augenblick schienen die Thränen aufs neue in ihre Augen treten zu wollen. Nun nahm sie Hatsan Schahum's kleinen Finger zwischen ihre Zähne, biß leicht hinein, sah ihn lächelnd an und fragte:

„Darf ich?"

„Nur zu!" sagte der Verliebte.

In diesem Augenblicke fühlte er einen jähen Schmerz und sah gleichzeitig das rothe Blut zwischen den weißen Zähnen der Geliebten hervorquillen.

Sie hatte ihm den kleinen Finger unterhalb des zweiten Gelenkes abgebissen.

„O, was hab' ich gethan!" rief die Schöne.

Hatsan Schahum's Züge hatten sich verdüstert, er sagte sehr ernst:

„Tröste dich, es entstellt mich nicht und heilt bald."

„Nun hab' ich einen Theil deines theuren Selbst als Andenken!" sagte die Schöne und verbarg den Finger in ihrer Brust.

Hatsan Schahum kam heim. Seine Augen waren eingesunken, sein Gesicht von ernstem Ausdrucke, Niemand sah ihn lächeln. Mit blutender

Seele rief er sich fortwährend die verflossene glückliche Zeit ins Gedächtniß. Seine Seele war bei der Geliebten.

Die Freunde, die ihn so traurig sahen, wollten die Ursache seines Kummers wissen. Er sagte ihnen, er sei in die Hände von Räubern gefallen, die ihm all seine Güter genommen und nur das Leben gelassen hätten.

„Da magst du Gott danken," sagten die Freunde, „daß du mit dem Verluste eines Fingergliedes davongekommen. Dir ist noch viel übrig gelassen!"

So verweilte dann Hatsan Schahum ein Jahr und darüber in seiner Vaterstadt, ohne die Gluth seines Innern löschen zu können. Die Sehnsucht nach Persien überwältigte ihn, er raffte sein Vermögen zusammen und rüstete sich zu neuer Reise. In der Nähe von Ispahan angekommen, sendete er einen Diener voraus, die Geliebte aufzufordern, ihm entgegenzukommen. Aber Niemand erschien. Das beunruhigte den jungen Mann, er besorgte ein Unglück oder schwere Erkrankung.

In der Stadt machte er nicht Halt und entsendete einen zweiten Diener mit Willkommgeschenken. Dieser kam zurück und meldete, er sei huldvoll aufgenommen worden. „Grüße mir den Herrn," hatte die Schöne gesagt. „Er sei mein Gast!"

Nun machte sich Hatsan Schahum auf; in der Abendstunde, wie er es gewohnt gewesen, betrat er das Gartenhaus. Er fand die Schöne an der Schwelle, in der Mitte ihrer Sklavinnen.

„Selbstsüchtige," rief er ihr entgegen. „Hätte es dir geschadet, mir entgegenzukommen?"

„Um Eurem Wunsche Genüge zu leisten," erwiderte die Huldin, indem sie die Hände vor dem Busen kreuzte, „müßten wir zuvor bekannt sein, während mir das Vergnügen Eurer Bekanntschaft erst heute zu Theil wird!"

Der junge Mann war wie vom Schlage gerührt, endlich sagte er:

„Zauberin, ist das Scherz oder Ernst?"

„Was ist da scherzhaft?" fragte sie entgegen.

„Ich bin dein Sklave," erwiderte er, „der mit dir in diesen Räumen so oft die schönsten Stunden verlebt. Ich habe mich nur von dir losgerissen, um den Rest meines Vermögens zu holen und ihn zu deinen Füßen niederzulegen. Noch sind nicht zwei Jahre verflossen, seit ich dieselben geküßt . . . Was, du kennst mich nicht mehr? Sollte ich mich so verändert haben? Soll ich dir die Namen deiner Sklavinnen nennen? Auch sie kennen mich. Frage sie!"

Die Schöne erwiderte:

„Ich weiß mich auf Alles, was Ihr da sagt, nicht im geringsten zu besinnen. Ich sehe Euch heute zum erstenmale!"

„Treulose!" rief Hatsan Schahum in hellem Zorne, „erinnerst du dich nicht unserer Scheidestunde? Kennst du diese Hand?"

Er streckte ihr den verstümmelten Finger seiner Rechten entgegen.

Die Schöne schwieg eine Weile, als ob sie sich besänne, dann sagte sie:

„Kann wohl sein, daß du wahr gesprochen!"

Damit griff sie in die Tasche, die an einer goldenen Kette von ihrem Gürtel herabhing.

„Welcher ist der deine?" fragte sie, „damit ich dich unter Jenen erkenne, von denen ich mir ähnliche Andenken genommen."

Damit schüttelte sie den Inhalt ihrer Tasche auf einen unfern stehenden Marmortisch. Wohl ein volles Hundert dürrer, brauner, zusammengeschrumpfter Fingerglieder rollte auf die Platte!

Der junge Mann kam, als er das sah, wie von Sinnen. „Buhlin!" rief er. „Du hast mich schändlich betrogen! All mein Habe habe ich verschwendet, nun erkenne ich deinen Unwerth. Böser Geist, Vampyr, weiche von mir! Wenn du nur ein Blendwerk bist, wie ich vermuthe, im Namen des allmächtigen Gottes befehle ich dir: Entweiche!"

Da erfolgte ein gewaltiger Schlag, und mit Einemmale war Alles verschwunden, Garten und Lusthaus. Hatsan Schahum, der vom Luftdrucke zu Boden geworfen war, erhob sich langsam und sah zu seinem Entsetzen, daß er sich auf einem

wüsten, dürren Anger vor den Thoren von Ispahan befinde, der nur Disteln trug.

Hatsan Schahum kehrte in seine Heimat zurück und wurde noch viele Jahre in Teheran gesehen als ein verarmter, gebrochener Mann, der das Erlebniß seiner Jugend gern erzählte und dabei seinen verstümmelten Finger zeigte.

Viele haben ihn für verrückt gehalten, Andere haben an die Geschichte geglaubt."

Das war's, was mir der junge Armenier während einer schönen Mondnacht unter den Procuratien erzählte. Ich sehe, daß ich unabsichtlich dazu gekommen bin, zur fort und fort anschwellenden Literatur über die Tannhäusersage einen bescheidenen Beitrag zu liefern.

# Das Gastmahl des Skopas.

Unter den vielen wunderbaren Geistergeschichten, welche von den Alten erzählt werden, scheint mir die des Simonides eine der schönsten, und der Wiederholung und Erneuerung nicht unwerth. Ihre Wahrheit ist wohl unanfechtbar; es berichtet sie der höchst ernsthafte Quintilian in seinem Buche der „Institutionen".

Die Stadt Pharsalus in Thessalien feierte ihren Mitbürger Skopas, der als Sieger aus den Spielen zu Olympia hervorgegangen war; er hatte den Preis im Ringkampf erhalten. Das war nichts Geringes in einer Zeit, welche unendlich viel gab auf einen kräftigen Leib und gelenke Glieder, auf starke Fäuste und rasche Beine. Der Mann, der sich in den öffentlichen Spielen, sei's in Pytho, sei's zu Olympia hervorgethan und dort mit den Zweigen des wilden Oelbaumes gekrönt worden, war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Alle Stamm- und Zunftgenossen, mit ihm durch gemeinsame Opfer verbrüdert, meinten, einen Antheil

an seinem Siege zu haben. Er wurde feierlich eingeholt, es war sogar Brauch, ein Thor oder einen Theil der Stadtmauer einzureißen, damit der Sieger durch eine offene grüne Triumphpforte schreite. Daheim angelangt, verfügte sich dieser mit allen seinen Verwandten und Freunden in den Tempel, den Göttern ein Opfer darzubringen; ein großartiges Gastmahl mit einem langandauernden Trinkgelage pflegte das Fest zu beschließen.

Bei solchen Feierlichkeiten durfte auch eine poetische Verherrlichung nicht fehlen. Irgend ein namhafter Dichter wurde mit der Anfertigung einer Ode beauftragt, die ein lyrisches Kunstwerk und für musikalischen Vortrag berechnet sein mußte. Sie wurde von einem wohlgeübten Chor von Jünglingen und Mädchen im Wechselgesange vorgetragen. Doch von Lyrik und Musik war nach antiken Begriffen ein mimischer Tanz unzertrennlich und dieser begleitete denn auch, meist feierlich und würdevoll, die Dichtung.

Diesmal war es unzweifelhaft, daß der Festgesang, das Epinikion, nach Wunsch der Stadt Pharsalus und des Siegers ausfallen werde. Der Dichter Simonides, der in seiner Heimat Athen lange Zeit festliche Chöre geleitet und zahlreiche Lieder auf Sieger in Wettkämpfen gedichtet, lebte seit dem Sturze Hipparchs in Thessalien, am Hofe der Aleuaden. Er hatte das Siegesgedicht zu liefern übernommen; Skopas hatte ihm für diese Arbeit

ein Talent Goldes versprochen, kein geringes Honorar, wenn wir bedenken, daß die Gelehrten das athenische Talent mit 1350 Thalern berechnen.

Selten aber war noch dem Simonides ein ähnliches Gedicht so schwer geworden wie dieses. Es war wirklich von Skopas wenig zu sagen, außer daß er ein ungemein muskulöser junger Mann sei. Auch an den Ruhm seiner Vorfahren und Verwandten ließ sich nicht anknüpfen. Er stammte nicht von Göttern ab. Großvater, Ahn, Bruder und Oheim waren Krämer, Kaufleute gewesen, hatten im offenen Laden mit Oel und Korinthen gehandelt und nie im Rennwagen oder im Faustkampf gesiegt. In seiner Verlegenheit half sich aber Simonides nach Möglichkeit. Nachdem er an Skopas gelobt hatte, was zu loben war, machte er einen kecken lyrischen Sprung und kam auf die beiden göttlichen Faustkämpfer Castor und Pollux und deren heroische Thaten. So fügte es sich, daß ihnen schließlich ein guter Theil des Gedichtes gewidmet war. Als der Festgesang, trefflich vorgetragen, zu Ende war, stellte sich ein Zuruf von allen Seiten ein.

„Ein schönes Gedicht!" rief Alles.

„Herrlich, des gefeierten Sängers von Ceos würdig!"

„Und würdig des edlen Skopas!" fügten die Schmarotzer und Schmeichler des reichen Festgebers hinzu.

„Ja, Dein Gedicht ist wohlgelungen, schwung-

haft und voll Anmuth!" wandte sich der Gefeierte an Simonides. „Mache Dir aber, Bester," setzte er mit kaufmännischer Kälte hinzu, „doch nur auf ein Drittheil der versprochenen Summe Rechnung. Ein Kaufmann ist ein Mann von Wort, Du aber hast auch nur zum dritten Theile Wort gehalten! Dreißig Strophen hast Du niedergeschrieben; zwanzig davon feiern die Tyndariden. Drum zahle ich nur meinen Theil, zwanzig Minen, die weitern vierzig laß Dir von Castor und Pollux entrichten. Sie sind großmüthig und mögen Dir lohnen. . . . Und nun, Freunde, in den Tempel, den Göttern unser Dankopfer darzubringen. Sodann begeben wir uns in meines Vaters Haus, wo ein Mahl uns erwartet. Es ist selbstverständlich, Simonides, daß Du bei diesem einen Ehrensitz einnimmst . . ."

So Skopas zur allgemeinen Heiterkeit der Gäste; sein Wortbruch hatte bei keinem ein Wort der Mißbilligung gefunden. Und hier muß ich dem Simonides den ernstlichen Vorwurf machen, daß er nicht stracks davonging. Doch er sagte zu sich: „Bleib' ich weg, so ärgert er sich; ich habe Zank mit ihm und er prellt mich auch noch ums letzte Drittheil. Ich muß gute Miene zum bösen Spiel machen . . . ."

Nach beendigtem Gottesdienst hatte man sich in den Festsaal begeben, wo die lorbeergekrönte Büste des Skopas und die ihm gespendeten Gaben aufgestellt waren. Ein großartiges Mahl nahm

seinen Anfang. Vom Hintergrunde des Saales her erklang sanfte Musik von Cithern und Flöten.

Simonides war noch unter dem Eindrucke der erlittenen Kränkung. Der Bissen blieb ihm im Munde stecken, kaum berührte er den Becher, er bereute jedes Wort, das er zum Lobe des Wichts gesprochen. „Welche Narren," dachte er bei sich, „sind wir, der schwülstige Pindar an der Spitze, daß wir solche Helden der Faust besingen!"

Schon ein paarmal hatte sich indeß ein Krachen im Gebälk vernehmen lassen, war aber im allgemeinen Tumult der Unterhaltung, der Musik und der Tänze weiter nicht beachtet worden.

Da trat ein Sklave ein, näherte sich Simonides und meldete, daß zwei wunderschöne, ungewöhnlich hochgewachsene Jünglinge, beide zu Pferde, vor dem Thore hielten und den Dichter zu sprechen wünschten.

„Wohl ein Irrthum, sie werden Skopas beglückwünschen wollen," meinte Simonides, noch ganz in seinem Aerger verloren.

„Es sind sonderbare, gar gewaltige Leute," setzte der Sklave hinzu. „Ihr Wesen, ihre Stimme, ihre Kleidung sind, wie ich Aehnliches an Menschen nie gesehen . . ."

„Ei, so geh', heiße sie absteigen und führe sie herein!" rief Skopas. „Sie sollen mir willkommen sein. Unsere Gesellschaft begehrt nach Neuem. Sie kommen eben recht zum Symposium. Eben wurden

die Mischkrüge aufgestellt. Du Simonides, magst ihnen noch einmal Dein Gedicht vorlesen! . ."

Simonides trat in die sternenhelle Nacht hinaus und sah in der That zwei Reiter vor dem Peristyle halten. Es waren heroische Gestalten, auf ganz unbändigen Pferden. Ein Band war jedem um die Stirne geschlungen, armdick ringelten sich die Locken um den Hals.

Der Eine sah den Dichter mit großen leuchtenden Augen an und winkte ihm freundlich näher zu treten.

„Simonides," rief er, „habe Dank von denen, die Du in einem unsterblichen Liede gefeiert hast! Wir sind die Tyndariden, Castor und Pollux. Lebe lange und sei glücklich bis ins höchste Alter!"

Beide winkten freundlich, dann spornten sie die Pferde und diese sausten davon, doch nicht die Straße dahin, sondern durch die Luft hoch hinauf, über den Festsaal hinweg.

Unter ihren Hufen dröhnte es sonderbar.

Simonides blieb durchschaudert, von Geisterhauch angeweht, stehen.

„Wer so etwas erlebte," dachte er, „geht sobald nicht mehr unter Menschen. Ich kehre nicht mehr in den Festsaal zurück. Nein, nicht mehr! Nicht mehr!"

Da erschütterte ein furchtbares Krachen, von hundertstimmigem Wehgeschrei begleitet, die Luft. Eine Staubwolke wirbelte empor und verhüllte den

Blicken das Nächstgelegene. Als sie sich verzog, sah Simonides einen furchtbaren Riß im Gebäude, vor dem er stand. Die Decke des Festsaales mußte eingestürzt sein, sie hatte aller Wahrscheinlichkeit nach alles, was da geathmet, unter Trümmern begraben.

Es war eine Katastrophe, als ob ein Erdbeben gewüthet.

Simonides stand starr vor Entsetzen da. Dann befühlte er Stirn und Brust, denn er begriff kaum, daß er unverletzt sei. Da und dort löste sich noch ein Balken unter dem Dache, riß einen Pfeiler mit fort und stürzte in den Schutt.

Simonides beugte sich tief, seine Stirne berührte den Boden. Er begriff, was geschehen: Die allsehenden Göttersöhne hatten ihm durch Lebensrettung ihren Dank abgetragen!

Und nun war in Pharsalus, das sich noch eben einer ungemessenen Freude hingab, ungemessene Trauer und Wehklage. Es gab fast keine Familie von Ansehen im Orte, die nicht einen Angehörigen verloren.

Die Nacht verging mit dem Wegräumen des Gebälkes. Stellenweise waren die Leichen so unkenntlich gemacht, daß die Herbeigeeilten sie nicht unterscheiden konnten. Da soll nun Simonides mittelst seines wunderbaren Gedächtnisses die Ordnung, in der die Gäste gesessen, angegeben und so jede Leiche den Ihrigen angewiesen haben.

Skopas war unter den Wenigen, die lebendig aus dem Schutte hervorgezogen wurden. Er hatte beide Beine gebrochen, aber seine ungeheure Natur half ihm durch. Man sah ihn noch Jahre lang auf Krücken in den Gassen von Pharsalus herumhinken.

* *
*

Das ist die Geschichte von Simonides. Sie zeigt uns, welchen Schutzes, welcher hohen Protection in alter Zeit sich die Sänger erfreuten, wie man im Olymp auf ihre Lieder Acht hatte und wie die Götter zürnten, wenn literarische Auftraggeber ihnen den Lohn verkürzten. Aber das ist nun lange her. Noch immer besteht ungeschwächt der Gegensatz kaufmännischer Geriebenheit und idealistischen, unpraktischen Vertrauens. Und auch heute noch finden sich einzelne in der so ehrenwerthen Schaar der bücherverlegenden Geschäftsleute und en gros-Händler mit Geistesprodukten, bei denen es leider fast stehender Brauch zu sein scheint — ich spreche aus mancher Erfahrung — eingegangene Verpflichtungen streitig zu machen, und zum geringsten Theile zu erfüllen. Aber diese Nachkommen des Skopas tafeln, vom Zorn der Götter ungestört, weiter, und ihre Häuser krachen ihnen nur in den seltensten Fällen über dem Kopf zusammen.

Es ist doch schade um die alten Götter!

# Die Frühmesse.

So oft ich in die benachbarte Stadt komme, der das dortige Jesuitenkollegium eine gewisse Berühmtheit verleiht, reizt es mich, die Persönlichkeiten ins Auge zu fassen, die dort als Besucher aus aller Herren Ländern einkehren.

Es sind fast ohne Ausnahme düstere Persönlichkeiten mit charakteristischen Köpfen, Leute, die sich sehr kriegerisch gegen unsere Zeit und unsere heutige Gesellschaft stellen.

Ihre Söhne wollen sie zu Kämpfern gegen den Zeitgeist heranwachsen sehen und bringen diese bei den Jesuiten unter; die Mädchen wollen sie mit dem auserlesensten Geist katholischer Gesinnung tränken und übergeben sie den Damen vom Herzen Jesu zur Erziehung; beide Klöster sind nämlich hier einander so nahe, daß die regsten Beziehungen zwischen ihnen leicht und ungezwungen unterhalten werden können.

Aber in welche Kategorie der Frommen — so fragte ich mich im Herbste des vorigen Jahres —

gehört wohl die stolze, blonde Engländerin, jetzt Vicomtesse de Nenuphar aus Paris, die ihre Söhne, zwei Knaben zwischen zehn und zwölf Jahren, zu den Jesuiten in die Schule schickt, sich aber von ihnen nicht trennen mag und Monat um Monat fern von der Weltstadt in der schaurigen Oede des kleinen Orts verlebt? Eine prachtvolle Frau. Sie müßte die Aufmerksamkeit selbst auf dem Boulevard des Italiens erregen. Dabei versteht sie es unvergleichlich, ihre Erscheinung durch alle Mittel der Toilette zu heben. Als wandelte sie noch dort, wo tausend Gafferaugen prüfend jede Erscheinung mustern, umspannt sie ihre Taille mit dem engsten Metallgürtel und hat das kunstvolle Lockengebäude von blondem Haar mit Goldstaub gepudert. Und diese Frau lebt in der Stadt, der die feuchten, kalten Laubengänge einen eigenen düsteren Charakter verleihen, in der Stadt, wo man immer den Weihrauch der Kirche zu riechen meint.

Geschieht das Alles wegen des jungen, fast knabenhaften Lieutenants, der allwöchentlich auf einen Tag aus der benachbarten Garnisonsstadt herkommt, im selben Gasthaus wohnt und dann immer an der Seite der Vicomtesse zu sehen ist? Doch wohl nicht. Er ist gar zu jung, zu unbeholfen und bengelhaft. Selbst der aus Scribe's Lustspiel wohlbekannte Masham muß die Gabe haben, etwas aus sich zu machen, sonst begreift man nicht, wie die Damen ihm nachlaufen.

Wie komisch er aussieht in seiner polnischen Mütze, seinem blauen, mit Goldtressen besetzten kurzen Jäcklein, seinen scharlachnen Beinkleidern und hohen Stiefeln. Er spricht näselnd; sein Regiment liegt in Bosnien. Er nun giebt sich die Miene eines Mentors bei den beiden Knaben, die als externe Schüler des Instituts fortwährend um die jugendliche Mutter sind, und doch erscheint er eher als deren Freund und Gespiele.

Gar fromme Knaben, die jungen Franzosen! Auf der allerdings einsamen Promenade saß jeder mit einem Buch in der Hand im Schatten und las. Ich beobachtete die Knaben und den hohen Ernst ihrer Gesichter. Nach einer halben Stunde eifriger Lektüre sahen sie ihren jungen Freund zwischen den Bäumen daherkommen; das dicke Buch wurde zugeschlagen, es bekreuzte sich zuerst der Aeltere, dann der Jüngere — das, was ich für ein Schulbuch gehalten, mußte ein Gebetbuch gewesen sein.

„Nein! nein," sagte der Wirth, der mich seiner besonderen Freundschaft würdigte, „zwischen der Frau Vicomtesse und dem Herrn Lieutenant besteht lediglich eine Freundschaft; er ist nämlich ein besonderer Kinderfreund und übt sich auch gern in der französischen Umgangssprache. Dazu hat er hier die schönste Gelegenheit. Und sie ist eine gute Mutter. Zuerst hat es ihr hier, man kann es wohl begreifen, gar nicht gefallen wollen. Gleich nachdem sie die Knaben hergebracht, wollte sie wieder

fortreisen. Weiß nicht, auf einmal hat sie doch ein Wohlgefallen gefunden an unserer Gegend, und hat erst eine Woche zugegeben, dann wieder eine und jetzt ist sie schon bald ein Vierteljahr lang da.

Nun ja, sie ist die beste Mutter! Um bei den zwei Knaben zu sein, wohnt sie hier jetzt schon monatelang fern von ihrem Gemahl, der große Güter in der Normandie hat, und geht eigentlich in gar keine Gesellschaft. Sie sucht sie auch gar nicht auf. Samstag Abends kommt der Herr Lieutenant herüber, da machen sie ein paar Spaziergänge zusammen mit den Kindern, und er speist mit ihnen an der Wirthstafel.

Alles in Ehren! Die Vicomtesse — sie hat übrigens an den Kindern eine gute Schutzwehr — ist so besorgt um ihren Ruf, daß ich dem Herrn Lieutenant nie ein Zimmer auf demselben Flur geben soll. Aber wie ist das möglich in einem besuchten Hotel? Heute, zum Beispiel, habe ich dem Herrn Nummer 6 geben müssen. Nummer 5 war auch frei, ehe Sie da eingezogen; aber nein, nein, sagte die Vicomtesse, neben unserem Zimmer dürfen Sie ihn nicht einlogiren. Das könnte ja zu Gerede Anlaß geben."

„Die Vicomtesse wohnt also auf Nummer 4?"

„So ist es. Und auf Nummer 6 der Herr Lieutenant. Sie sind mitten drin."

Mit dem Bilde der schönen Frau in der Seele ging ich nach diesem Gespräch auf mein Zimmer.

Es war halb zehn. Links ist der Lieutenant vermuthlich zu Bett gegangen, im Nebenzimmer rechts, auf dessen durch eine Kommode verbarrikadirte Thür mein erster Blick fiel, war auch Alles still, die Knaben schliefen wohl schon längst, aber ein feiner Lichtstreif, der durch die obere Thürspalte hereinfiel, zeigte an, daß die Vicomtesse noch wache, vermuthlich bei einer Handarbeit oder bei einem Buche. Was sie wohl lesen mag? Einen Roman oder ein Erbauungsbuch? Vermuthlich ein Erbauungsbuch. Es kann Eins und das Andere sein, denn jetzt höre ich sie gähnen. Sie stand auf, die Dielen knisterten unter leisen Schritten. Es schlug zehn.

Ich hörte ein Gewand rauschen, ein Seidenkleid rieselte zu Boden, das Licht wurde ausgeblasen, die Vicomtesse war schlafen gegangen.

Es giebt nichts Beunruhigenderes als die Nachbarschaft einer schönen Frau. Da erst weiß ein Einsamer, was er entbehrt. Giebt es etwas Reizenderes, als einem schönen Weibe zuzusehen, das sich für die Nachtruhe vorbereitet. Das Fenster geöffnet, und eine Weile hinaus gesehen zu den Sternen, das beschwichtigt das Blut!

Wirklich hatte ich lange im Fenster gelehnt. Wie still Alles! Es versetzte mich in eine gewisse Unruhe, daß ich ihr Nachbar sei. Dennoch schlief ich ein; da weckte mich, nachdem ich ganz kurze Zeit geschlafen zu haben glaubte, ein Gespräch im Nebenzimmer. Ich konnte es durch die dünne

Wand und die schlecht schließende Thür genau hören, wiewohl es nur leise geführt wurde.

Der Knabe sagt: „Aber, Mama, was willst du? Warum stehst du auf?"

„Warum? Ich kleide mich an, mein Kind."

„Und wohin gehst du?"

„In die Frühmesse, lieber Cäsar, es ist ja Sonntag."

„Aber es ist ja noch ganz finstere Nacht!"

„Kind, zum Beten ist es nie zu früh. Uebrigens irrst du dich. Die Fensterladen machen es so dunkel. Es hat auch schon zur Frühmesse geläutet."

„Ach ja, die versäumst du keinen Sonntag."

„Das ist auch nur Pflicht, mein Kind. Schlafe nur wieder ein, mein Kind, und wecke den Bruder nicht."

Ich höre das Rauschen eines Kleides, das man anzieht, eilige Schritte durchs Zimmer, ein Oeffnen und ein Schließen der Thür.

Wie fest ich doch geschlafen haben muß, und wie man doch im Schlaf alles Zeitmaß verliert! Es ist also schon Tag. Ich hätte gedacht, um diese Stunde könnte höchstens eine Christmette gehalten werden. Immerhin, so früh hinaus in die scharfe Morgenluft, in die kalte, düstere, gruftähnlich riechende Kirche — es ist etwas Eigenes um die Frömmigkeit. Die Frommen legen sich Opfer auf, die sonst kein Anderer begreift.

Aber schon regt sich's im andern Nebenzimmer.

Die Thür ist aufgegangen. Sollte der Offizier auch schon zur Kirche eilen, etwa als Begleiter? Gewiß ist es so. Doch nein, er ist im Zimmer geblieben. Ich höre von seiner Seite her ein rastloses Zischeln. Es sind zwei Stimmen zu unterscheiden. Die eine ist eine männliche; sobald sie sich ein wenig erhebt, wird sie durch ein leises Pst beschwichtigt. Ist das nicht der Laut gewechselter Küsse?

Ich bin empört, wirklich empört. Ja gewiß, sie ist bei ihm. Und immer unruhiger wird mein Nachbar. Und dabei soll man schlafen? Schließlich hör' ich ihn sagen:

„Bist du gut von den Kindern losgekommen?"

„Cäsar wurde wach, aber ich habe ihn beschwichtigt."

„Womit doch?"

„Du weißt es."

„Mit der Frühmesse?"

„Allerdings. Was macht man den Kindern nicht weiß."

„Es lebe die Frühmesse!"

„Es lebe die Frühmesse!"

Und von seinem, mit zwei Stimmen geführten Monolog belustigt, tummelt sich der Lieutenant wie freudebesessen.

Als ich wieder erwache, ist die Vicomtesse von der Frühmesse zurück und wieder auf ihrem Zimmer Nr. 4 angelangt.

„Die Kirche hat heute lange gedauert," sagt der kleine Cäsar mit einer kläglichen Stimme. „Es ist finster gewesen, und ich habe mich gefürchtet...."

„Der Caplan ist jung und liest nicht so rasch wie der Pfarrer. Schlafe nur weiter, mein Cäsar, du bist zart und Schlaf ist dir ein Bedürfniß. Auch ich lege mich noch ein Weilchen."

Alles beruhigt sich auf Nr. 4. Aber von Nr. 6 herüber stört mich das Schnarchen des Nachbars.

Man steht nicht ungestraft so früh auf und hält dabei so sonderbare Selbstgespräche . . .

Um die Frühstücksstunde sah ich sie Alle wieder; die schöne Mutter mit dem goldgepuderten Lockengebäude und dem funkelnden, amazonenhaften Metallgürtel, die sittigen Knaben und schließlich den Lieutenant. Er nahte voll Rücksicht und Anstand und machte der Dame ein Compliment über ihr herrliches Aussehen.

* *
*

Als ich in diesem Jahre wieder ins Hotel kam, fragte ich den Wirth: „Nun, und die schöne Anglo-Französin, die vorigen Herbst hier war —?"

„Die Vicomtesse Nenuphar aus Paris? Sie lebt noch immer in der Nähe und besucht zeitweise unser Haus. Ihre Söhne sind noch immer bei den frommen Vätern, jetzt ganz im Collegium untergebracht. Eine liebenswürdige Dame, ganz Mutter, die Frau Vicomtesse."

„Und was ist aus dem jungen brünetten Lieutenant mit dem schwer auszusprechenden Namen geworden?"

„Ja, der Lieutenant, der Lieutenant. Unter uns, über die Beziehungen der Beiden denke ich doch jetzt anders . . . Der Herr Lieutenant kam noch immer jeden Samstag, bis tief in den Herbst hinein. Dann aber zeigte er sich seltener, kehrte auch in einem andern Gasthof ein. Er hatte eine reiche Fabrikantentochter aus der Umgegend kennen gelernt und fing an, ihr den Hof zu machen. Beim letzten November-Avancement ist er Oberlieutenant geworden. Nun hieß es, er werde heirathen. Dem Schwiegervater wär's eine Kleinigkeit, die Caution zehnfach zu erlegen. Aber es gab Streit mit der Vicomtesse, die konnte sich mit dem Gedanken seiner Heirath gar nicht befreunden. Es hat Streit gegeben und heftige Auftritte. Zuletzt kam auch der Herr Gemahl."

„Nun, und wie ist die Sache schließlich ausgegangen?"

„Vor vier Wochen hat der Herr Oberlieutenant wirklich geheirathet. Seitdem lebt die Vicomtesse ganz für die Kinder. Eben jetzt macht sie die Exercitien mit den Damen vom Herzen Jesu mit. Ist ganz dort einquartirt. Es heißt aber, der Herr Vicomte werde bald herkommen und Frau und Kinder wieder heimnehmen."

# Klingenberg's Jugend.

Im Erdgeschosse des herzoglichen Hoftheaters zu . . . . . befindet sich eine Restauration mit Billard, in welcher sich während der Theatersaison alle Vormittage ein Cirkel von sieben bis acht regelmäßigen Gästen versammelt. Es erscheint in den gastlich dämmrigen, altdeutsch möblirten Räumen der Bonvivant Herr Palmer, der Komiker Herr Hagemann, der Père noble und noch Der und Jener. Man bleibt am gemüthlichen Kneiptisch längere oder kürzere Zeit, wie es einem Jeden die größere oder mehr episodische Rolle gestattet. Ein freundlicher Theatergeist ruft Jeden rechtzeitig ab, wenn er gebraucht wird. Die Hauptperson in diesem Kreise ist der Heldenspieler Klingenberg, ein Schauspieler von noch kräftigen, aber schon stark abgebrauchten Mitteln, ein pathetischer Mann, hoch und hager, mit einem braunrothen pergamentenen Gesichte, in welchem eine gewaltige Nase dominirt. Er steht am Rande der Vierzig, aber das verhindert ihn nicht, sich auf den weltbedeutenden Brettern der kleinen Residenz dann und wann noch als Prinz

in der „Emilia Galotti", ja sogar als Romeo zu zeigen. Ursprünglich für Liebhaberrollen engagirt, hält er den Besitz derselben mit einer eisernen Hand fest. Er ist der Tyrann des Repertoires und ein durch seine Energie gefürchteter Mann.

Eines Vormittags im Januar — die Wintersonne drang nur matten Strahles durch die Doppelfenster und zeigte den Residenzplatz, wo das Standbild des seligen Fürsten emporragt, in abschreckender Oede — war ein Reisender mit Pelz und Pelzmütze in die Restauration getreten. Ihn begleitete ein mächtiger Hund von Bulldog-Race. Der Reisende entledigte sich seiner überreichen Erwärmungsmittel und entpuppte sich schließlich als ein rundlich wohlbeleibter junger Mann von überquellender Gesundheit und jovialem Aussehen. Er lächelte aber auch die Gesellschaft am runden Mitteltische so harmlos und lebensfroh an, daß diese sofort instinctiv zusammenrückte, ihm freundlich Platz zu machen. Der Ankömmling war, wie einem auch wenig Lebenskundigen ersichtlich, ein deutscher Handlungsreisender und gab sich sofort als solcher zu erkennen.

„Meine Herren," sagte der junge Mann, nach rechts und links sich verbeugend, „mein Name ist Manz, es ist mir außerordentlich erfreulich, unter den Heldensöhnen der Bühne Platz nehmen zu dürfen. Sie sehen in mir, obwohl ich Kaufmann bin, einen glühenden Verehrer der Kunst. Das war gestern wieder einmal ein famoser Abend! (Man hatte das

„Wintermärchen" gespielt.) Ihr Tityrus, Herr Hagemann, war köstlich; über Ihren Autolykus, Herr Palmer, hätte ich mich beinahe krank gelacht. Aber da erkenne ich sofort Leontes — Herr Klingenberg, Sie haben mich zu packen gewußt. Sie haben die Eifersucht, die in Schmerz getränkte Rachbegierde in Verkörperung vorgeführt. Wie Sie als König und Ankläger zum öffentlichen Gerichte schritten — das spielt Ihnen Niemand nach! Herr Klingenberg, Sie sehen in mir Ihren wärmsten Verehrer!"

In diesem Tone fuhr der junge Mann eine ganze Weile fort; aber der Heldenspieler, an den er vornehmlich seine Rede richtete, wurde dabei nicht froh. Kaum hatte nämlich der junge Mann wieder ein großartiges Compliment vom Stapel gelassen, so schlug ein ironischer Ton durch. Klingenberg wurde mißtrauisch und zog sich in eine imponirende Ruhe zurück. Aber dies schüchterte den Reisenden nicht ein. Er hatte Flaschenwein aufsetzen lassen und wurde immer lebendiger.

„Sie müssen doch ein fabelhaftes Glück bei den Damen gehabt haben," sagte er plötzlich, den Helden wieder ins Auge fassend. „Wenn ich Sie so betrachte — diese Nase — diese römische Nase — diese siegreiche Caesaren-Nase — o, Sie müssen viel Glück gehabt haben . . ."

„Man hätte vielleicht heut noch Glück," versetzte Klingenberg, „wenn man es aufsuchen und verfolgen wollte —"

„Sie dürfen es keck mit den Jüngsten aufnehmen," fuhr Manz fort. „Der junge Stugau, der so gerne Ihre jüngeren Rollen spielen möchte, wird noch eine gute Weile warten können, bis er darankommt. Sie haben eine unverwüstliche Kraf und Frische. Dazu diese Perrücke — schlicht über die Stirn gekämmt à la Sonnenthal, famos! Sie kleidet Sie vorzüglich. Eine ganze Weile habe ich geglaubt, Sie trügen Ihr eigenes Haar . . ."

Dem Helden wurde der Mann fatal. Gewohnt, daß man sein falsches Haar ignorire, erwiderte er sehr ernst:

„Eine Perrücke trage ich nicht. Was ich da oben sitzen habe, ist einfach eine Haartour, groß wie ein Handteller, eine winzige Atzel. Haben Sie etwas dagegen?"

„Ich etwas dagegen?" versetzte Manz. „In nicht allzu ferner Zeit steht auch mir solch ein Ding bevor. Wenn ich aber offen sein soll — ich denke, Sie müßten im Leben ohne Haartour noch besser aussehen. Die Glatze ist die Tonsur des Weltmannes — Sie sind Weltmann durch und durch — Sie sollten das Abzeichen desselben auch offen tragen."

Klingenberg stutzte, abermals wußte er nicht, ob das Gesagte Ernst oder Hohn sei. Rings im Kreise lachte man, aber der Reisende ließ nicht los.

„Sie gestatten doch, daß ich mir das Ding näher ansehe?" fragte er harmlos, und mit einer Gewandtheit, die jedem Friseur Ehre gemacht hätte,

hob er Klingenberg mit einer einzigen raschen Handbewegung die Perrücke vom Kopfe.

Der Held war sprachlos vor Erstaunen ob solcher Dreistigkeit. So unverschämt war ihm im Leben noch Niemand begegnet! Seine Augen glotzten, sein braunes Gesicht wurde dunkelroth. Zudem hatte er das Bewußtsein, in diesem Momente um zwanzig Jahre gealtert auszusehen.

Indeß hatte die Atzel in der Hand des jungen Mannes längst schon die Aufmerksamkeit des ihn begleitenden Bulldoggs erregt. Mit funkelnden Augen betrachtete er sie, plötzlich hatte er sie gefaßt und begann, sie hin und her zausend, im Zimmer herumzugaloppiren.

„Das ist zu viel der Frechheit!" lärmte Klingenberg, sich erhebend. „Befehlen Sie dieser Bestie, meine Tour hinzulegen. Doch, was sage ich! Soll ich die Tour wieder aufsetzen, die Ihr Hund im Maule gehabt?"

„Hieher, Block!" herrschte der Reisende seinen Hund an. „Hieher, niederlegen!" Der Hund folgte. „Ich bin untröstlich über den Streich, den das Thier uns gespielt," setzte Manz hinzu.

„Ihre Entschuldigung genügt mir nicht. Ich verlange Schadenersatz."

„Auch zu diesem bin ich bereit. Was kostet die Haartour?"

„Diese Haartour," sagte Klingenberg, „ist sehr werthvoll, eine Pariser Arbeit, ein Meisterstück, das Sie gar nicht zu schätzen wissen . . ."

„Was ist ihr Preis?"

„Zweihundert Francs hat sie mich selbst gekostet."

Alles lachte.

„Sie glauben mir nicht? . . . Wenn Sie etwas von der Sache verstünden . . ."

„Mann Gottes, Ihr Wort genügt." Der Reisende griff in die Brusttasche und zog ein großes Portefeuille hervor, in welchem er eifrig umherzusuchen anfing. Endlich hatte er zwei blaßblaue Noten gefunden und sagte, indem er sie mit einer gewissen Feierlichkeit überreichte:

„Empfangen Sie hier den Werth der geschädigten Ätzel! Zwei Banknoten à hundert Francs."

Die Bereitwilligkeit, die Summe zu zahlen, setzte Klingenberg in Erstaunen, aber er blieb sehr ruhig. Er nahm die Banknoten, steckte sie ein, drehte sich auf dem Absatz um und sagte:

„Es sei Ihnen dies eine Warnung, junger Mann, künftighin in Ihren Handlungen weniger vorschnell zu sein. Guten Morgen, meine Herren!"

Und in gewohnter Weise den Hut über das Haupt schwingend, daß er schräg über dem rechten Ohr zu sitzen kam, ging Klingenberg, jeder Zoll ein Held, stolzen Schrittes davon. Er hatte auf der Probe zu thun.

Die Gesellschaft blieb zurück, getheilt zwischen Mißbilligung des Helden und Bewunderung der Großmuth des jungen Mannes. Man musterte die Perrücke und fand sie alt, verwittert, kein Friseur

hätte einen Groschen für sie gegeben. „Sie sind schmählich barbiert worden," meinte Hagemann, der Komiker. „Es wird wohl wahr sein, was man erzählt, daß Klingenberg, bevor er ein Schauspieler geworden, ein Bartkratzer gewesen."

„Mag er was immer gewesen sein," erwiderte Manz, „heute ist Klingenberg ein großer Künstler. Sein edler Scalp ist mit den zwei Noten nicht zu theuer bezahlt. Er hänge hier in der Restauration, wo er gelöst wurde, und bleibe Späterkommenden ein Gegenstand der Verehrung."

Er sprang auf einen Stuhl und befestigte die Haartour an der lichtertragenden Seejungfrau, die vom altdeutschen Plafond herabhing.

Erst gegen 1 Uhr zerstreute sich die Gesellschaft.

* * *

Wenn nun auch Klingenberg mit dem Mienenspiel eines Schwergekränkten und mit allen Zeichen der Entrüstung das Local im Erdgeschosse des Theaters verlassen hatte, in welchem an seiner Würde so arg gefrevelt worden, so war er doch mit seinem Vormittage nicht übel zufrieden. Er war einem jungen Fant imponirend entgegengetreten, hatte diesen ganz gehörig geduckt und für eine alte, abgenützte Haartour, die er demnächst wegzuwerfen gedachte, den Preis von zehn neuen erhalten. Man konnte sagen, daß sein specieller Bedarf an Perrücken auf Jahre hinaus gedeckt war. Was etwa im kleinen

Orte über seinen Handel gesprochen werden konnte, war ihm vollständig gleichgiltig; er stand ja hocherhaben über der öffentlichen Meinung da.

In dieser Stimmung trat er auf das Theater, auf dem die Probe bereits begonnen hatte. Er konnte das um so leichter, als er unter allen Umständen sicher war, den Hut nicht lüften zu müssen: es war bei der auf der Bühne herrschenden Zugluft Sitte geworden, den Kopf aufs nachdrücklichste zu schützen. Ein militärischer Griff an den Hutrand gehörte übrigens seit Jahren zu seinen stereotypen Gewohnheiten. So trat er denn ruhig und als ob er keine Blöße zu decken habe, in die Aktion ein.

Nun aber existirt eine koboldartige, dämonische Macht, die es darauf abgesehen zu haben scheint, dem, der sich am sichersten fühlt, einen Streich zu spielen. Sie springt, so bald und so oft es ihr beliebt, in den Kreis menschlicher Berechnungen, vereitelt Absichten und Entschlüsse, macht die freie Selbstbestimmung zu Schanden und wirft im Nu eine feste Situation über den Haufen. Diese Macht — man nenne sie meinetwegen den diabolischen Zufall — stellte sich sofort ein. Hinter den Coulissen und an der hintern Ausgangspforte entstand eine gewisse Unruhe, Schritte mehrerer Eintretender ließen sich vernehmen, auf die Bühne trat, was seit Jahren nicht zu dieser Stunde geschehen war, Serenissimus.

Die Häupter aller Schauspieler entblößten

sich. Es war ein schrecklicher Moment, in welchem Klingenberg, die hohe Gestalt des Landesfürsten gewahr werdend, ihrem Beispiele folgen und den Hut abnehmen mußte.

Der Souverain, ein Herr in den mittleren Jahren, blickte im Kreise umher und sagte leutselig:

„Wir überraschen Sie — stören aber nur ganz vorübergehend. Das große Unglück in Nizza fordert zur Vorsicht auf. Wir kommen, die Feuersicherheits-Verhältnisse des Hauses zu prüfen."

Der Fürst wendete sich kurz um und wollte durch die Coulisse abgehen, hinter die sich Klingenberg still bescheiden zurückgezogen hatte.

Aber die Lampe auf dem Regisseurtisch warf ein verrätherisches Licht herüber.

„Ei, Klingenberg," sagte der Fürst, einen Schritt zurückweichend. „Ich hätte Sie kaum wiedererkannt. Ist das wirklich Klingenberg? Es ist mir neu, daß unser Romeo des Morgens im Négligé ein so würdiges Aussehen hat. Bedecken Sie sich, Klingenberg, bedecken Sie sich, sonst holen Sie sich eine Erkältung."

Damit entfernte sich der Fürst, immer guter Dinge, wie es seine Art war.

Eine ganze Weile lehnte Klingenberg an der Coulisse, wie von einem Streiche auf das Haupt getroffen. Der Sarkasmus des Fürsten schien ihm blutig. O, das nimmt kein gutes Ende! war sein erster Gedanke. Da ließ sich die Stimme des

Ober-Regisseurs vernehmen, man wollte mit der Probe fortfahren. Indeß wirkte die schreckliche Situation, in der Klingenberg gestanden, mit steigender Macht in ihm nach. Ein- ums anderemal ließ ihn sein Gedächtniß im Stich; bei sich wiederholte er die bösen Worte: „Es ist mir neu, daß unser Romeo des Morgens ein so ehrwürdiges Aussehen hat."

Ganz verstört kam er nach Hause.

Unserm Heldenspieler gefiel sein Handel mit der Perrücke schon lange nicht mehr. Am Morgen des andern Tages saß er, mit seiner Toilette beschäftigt, noch vor dem Spiegel, als der Theaterdiener eintrat und meldete, der Herr General-Intendant lasse Herrn Klingenberg auf einen Moment in sein Bureau bitten.

Der Gerufene verfügte sich sofort elastischen Schrittes dahin.

Der Herr General-Intendant, ein Baron in der Mitte der Fünfzig, mit den Manieren eines vieux marquis, pedantisch und förmlich, saß, das dünne ergrauende Haar schön gescheitelt, die gesteiften Spitzen seines Schnurrbartes hornartig nach oben gedreht, vor seinem Arbeitstische zwischen Papieren, die er zu prüfen und signiren hatte.

Er empfing den Eintretenden nicht eben kalt, aber auch nicht mit jenem zauberischen, lächelnden Wohlwollen, mit dem er sonst alle Herzen zu gewinnen verstand.

„Was ich Ihnen zu sagen habe, lieber Klingenberg," begann er leichthin, „steht Ihrer bühnlichen Wirksamkeit ganz ferne, es betrifft das Privatleben. Ich habe mich, streng genommen, darum nicht zu kümmern — doch, Sie wissen, ich wache mit der ängstlichen Sorge eines Hausvaters über das meiner Aufsicht anvertraute Institut. Alles und Jedes, was das Ansehen des Instituts oder das Ansehen eines seiner Mitglieder zu schmälern, zu schädigen geeignet ist, geht mir nahe — sehr nahe. Zudem, lieber Himmel, existiren in der Welt so viele Vorurtheile gegen den Stand des Schauspielers, daß Alles und Jedes vermieden werden sollte, was der Uebeldeutung, dem Tadel verfallen kann, was zum Tagesgespräch Nahrung zu geben fähig ist. Da ist mir nun ein Geschichtchen, das sich gestern oder vorgestern in der Theater-Restauration zugetragen haben soll, sehr peinlich zu hören gewesen. Ich wiederhole noch einmal, daß, was beim Frühstück vorkommt, mich, streng genommen, gar nichts angeht, indeß —"

„Ich errieth sofort, worauf Excellenz anspielen," fiel Klingenberg ein, als sich hier der ölglatt hinfließende Redestrom des Barons staute. „Excellenz meinen die Geschichte mit meiner Atzel —"

„So ist es," sagte der Baron, „die Geschichte mit Ihrer Atzel! Sie sollen diese von Ihrem Kopfe weg einem jungen Handlungsreisenden für einen horrenden Preis verkauft haben, den Ihnen dieser

auch, allerdings nur wie zum Hohne, ausgezahlt haben soll. Ihre Collegen haben nun, wie Ihnen bekannt sein wird, besagte Tour gleichsam zur Schau ausgestellt. Sie hängt in der Restauration, mit einem Zettel daran: „Klingenberg's Jugend, Preis zweihundert Francs." Schlechter Witz, sehr schlechter Witz, giebt aber Anlaß zu Stadtgespräch, Redereien aller Art. Ich wünsche in Ihrem Interesse, daß die Sache in Ordnung komme."

Klingenberg, der dies Alles bisher gesenkten Kopfes über sich hatte ergehen lassen, warf nun das Haupt zurück und sagte: „Ich sehe, Excellenz kennen die ganze Geschichte; Excellenz dürfen somit auch von meiner Seite eine heftige Zornesaufwallung über einen ungezogenen jungen Menschen und den Wunsch, ihn empfindlich zu strafen, begreiflich finden. Ich sah meinen Scheitel von frecher Hand entblößt, meine Kopfbedeckung das Spielzeug eines Hundes geworden. Da beherrsche und meistere ein Anderer das leicht überwallende Künstlerblut! Habe ich für die Haartour einen zu hohen Preis gefordert — nun, der junge Mensch sollte seine Strafe haben! Indeß gestehe ich meine Uebereilung ein; ich bin auch gewillt, die Schwierigkeit, in die ich hineingerathen, auf noble Weise zu lösen."

„Haben Sie den Handel rückgängig gemacht und dem jungen Manne sein Geld zurückgestellt?" fragte der Bühnen-Chef rasch.

„Das zu thun, liegt nicht in meiner Macht,"

erwiderte Klingenberg, „da der junge Mensch abgereist ist und Niemand mir zu sagen weiß, wohin er sich gewendet. Doch zeigt sich mir ein Ausweg. Ein neu zusammengetretenes Comité sammelt für die Abgebrannten unserer Nachbarstadt. Ich gedenke, diesem Comité die volle Summe, wie ich sie erhalten, zu übersenden."

„Ja, so macht es sich in der That!" rief der Baron plötzlich erheitert. „Ein guter Gedanke! Es wird mich freuen, Ihren Namen mit dieser Spende in der Zeitung zu lesen. Und dann sorgen wir dafür, daß das Corpus delicti aus der Restauration entfernt werde. Ich will selbst dazu den Auftrag geben. Guten Tag, Klingenberg."

Der Heldenspieler verbeugte sich und wollte sich entfernen, der Baron winkte ihn noch einmal zurück.

„Noch Eins!" sagte er. „Sie werden sich demnächst für einen größeren — theilweise neuen Rollenkreis vorzubereiten haben. Hoheit äußerten sich gestern dahin, daß wir das schöne Talent Herrn Stugau's nicht so unbenützt liegen lassen sollen. Ich fürchte, Hoheit haben an einigen Ihrer letzten Rollen die eigentliche jugendliche Frische vermißt. Wir werden auf ein neues Feld hinüberzuschreiten haben . . . . ."

Klingenberg senkte das Haupt und verließ das Gemach mit gedämpftem Heldenschritte.

* *
*

Nicht ohne inneren Kampf hatte sich Klingenberg von den beiden blaßblauen Blättchen getrennt, die ihm der handlungsbeflissene Manz feierlich in die Hand gelegt hatte. Schließlich waren sie doch dem Comité für die Abgebrannten in X . . . . . übersendet worden.

Das Bewußtsein einer edlen That stärkte Klingenberg in diesem Momente, wo ohnehin schon der Zweifel an seiner Jugendlichkeit schwerer als sonst auf seiner Seele lastete, und gehobenen Hauptes, ein heroisches Lächeln um den Mund, betrat er die drei Tage hindurch gemiedenen Räume der Restauration, überzeugt, daß er den alten Theil seines Selbst in der Hand der Seejungfrau dort nicht mehr gewahr werden würde.

Das war auch der Fall. Der leidige Gegenstand war entfernt worden.

Klingenberg fand die gewöhnliche Gesellschaft beisammen und theilte ihnen sofort seine edle Handlung mit.

„Nobel, nobel," sagte der perfide alte Komiker Hagemann. „Das läßt sich von einem Klingenberg gar nicht anders erwarten. Du hast damit auf manchen edlen Tropfen verzichtet, aber — noblesse oblige! Es geht ja die Sage, daß Du ein heimlicher Baron bist! . . . ."

„Ich habe mich gern von dem Gelde befreit, das ich besser nie angerührt hätte," sagte Klingenberg. „Der Mensch war doch recht ordinär . . . ."

„Da, glaube ich, thust Du dem jungen Manne Unrecht," sagte Hagemann. „Er war nur keck und übermüthig. Du hast an ihm den wärmsten Verehrer . . . ."

Da trat der Kellner heran und übergab dem Heldenspieler einen Brief großen Formats, der eben an ihn eingelaufen war.

„Das Comité meint sich für die ungewöhnlich große Gabe eigens bedanken zu müssen," sagte Klingenberg zu sich selbst und riß das Couvert auf.

Seine beiden Banknoten blickten ihm daraus entgegen; das sie begleitende Schreiben lautete:

„Das unterzeichnete Comité spricht Herrn Hofschauspieler Klingenberg für seine hochherzige Gabe von zweihundert Francs den besten Dank aus, muß demselben jedoch bekannt geben, daß die beiden eingesendeten Banknoten seit Jahren außer Curs gesetzt sind und der Einlösungstermin derselben unlängst abgelaufen ist. Da E. W. die Spende zweifellos aufrechthalten, sieht das unterzeichnete Comité der erneuerten Zusendung in anderweitiger Münze entgegen."

Klingenberg blieb nach Lesung dieser Zeilen einige Minuten sprachlos. Er mußte ans Fenster treten, um seine Aufregung zu verbergen.

„An diesen Verehrer werde ich denken!" sagte er endlich zu sich. „O nun erst sehe ich Alles! Traue Einer noch einem so gutmüthig dummen Gesichte! Darum, weil er etwas ganz Werthloses

hergab, war er so schnell dabei, mir den Schaden zu ersetzen! Mit welcher spöttischen Feierlichkeit er mir die beiden Noten überreichte! Erst jetzt verstehe ich dies Lächeln: er dachte sich, da gebe ich dir, was ebensoviel werth, als deine Atzel — auch sie ist außer Curs! Er gab mir unbrauchbares Zeug, das er in seinem Portefeuille bei Seite gesteckt hatte. Er ist auch nicht zu verfolgen, er redet sich aus, daß Alles ein Scherz gewesen, er hat ja auch darum die Tour zurückgelassen, daß ich sie, wenn mich der Handel gereue, jeden Moment wieder abholen könne. O ich Thor! Mit dem hohen Preise, den ich verlangte, habe ich mich nur selbst geschädigt. Und das geschieht mir, der ich immer zu knapp bei Gelde bin! Daß ich die Noten nicht zuvor habe prüfen lassen! Nun muß ich für meine colossale Großmuth einstehen, und noch gute Miene machen, um nicht zu allem Schaden noch den Spott zu tragen. Es hilft nichts, als das Opfer rasch beendigen, wenn nicht die Sache public werden soll."

Er griff nach Hut und Stöckchen und brauste davon mit einem Gesichte, das für Macbeth's Abgang in die Schlacht am Platze gewesen wäre.

Auf dem Heimwege konnte er sich's nicht versagen, noch im Hotel, in welchem der Handlungsreisende aller Wahrscheinlichkeit nach abgestiegen war, anzufragen.

„Kennen Sie einen Reisenden Namens Manz?"

„Gewiß," erwiderte der Oberkellner. „Er war erst vor drei Tagen da."

„Kommt er bald wieder?"

„Herr Klingenberg, wie soll ich das wissen?"

„Wenn er wieder erscheint, setzen Sie mich davon sofort in Kenntniß. Ich habe mit dem ein Wörtchen zu reden."

„Soll geschehen, Herr Klingenberg."

Damit wendete sich der Held heimwärts, die Seele voll kochenden Zornes, aber die Demüthigungen, die dieser Tag ihm bringen sollte, waren noch nicht zu Ende.

Der Theaterdiener erschien im Namen des General-Intendanten, eine Anzahl Rollen abzuverlangen.

Es waren jüngere Heldenrollen, und es war kein Zweifel, wem sie übergeben werden sollten.

Klingenberg knirschte. Es war wirklich, als sei ihm mit jener verhängnißvollen Atzel zugleich die mühsam vorgehaltene Maske der Jugend, eine theure Fiction, entrissen worden.

„Sie haben zweifelsohne diese Rolle zu Herrn Stugau zu tragen?" fragte Klingenberg mit finster verzogenen Brauen. „Ich gedenke, Beschwerden gegen dieses Gebahren zu erheben. Uebrigens — können wir eigentlich lächelnd zusehen, wie sich Herr Stugau seine Blamagen holt. Hier sind die Rollen! . . ."

Das ist die Geschichte von Klingenberg's Atzel. Seit sie sich zugetragen, hat sich an der Bühne

der kleinen Residenz Manches verändert. Herr Stugau ist in den Besitz der jüngeren Heldenrollen getreten, ohne sich, wie es Klingenberg vorhergesagt, Blamagen zu holen, dieser aber tragirt ältere Helden und Väter. Nun ist aber Eines sehr bemerkenswerth: Klingenberg erzielt mit denselben eine Wirkung, die er in den letzten Jahren mit jugendlichen Rollen zu erreichen nie im Stande war! Das versöhnt ihn mit dem Schicksale und läßt ihn sogar seinen Uebergang zum ältern Fache als eine glückliche Wendung erkennen. „Beim Himmel," sagte er neulich, nachdem er als Götz von Berlichingen einen großen Erfolg erzielt und zum Schlusse mehreremal gerufen worden war, „ich bin ein Thor gewesen, daß ich fort und fort nur junge Laffen spielen und keinen Fuß auf den Fleck setzen wollte, wo meine eigentlichen Lorbeeren gedeihen. Gereifte Männlichkeit, das sehe ich jetzt klar, ist mein eigentliches Gebiet! Zu dieser Erkenntniß habe ich gewaltsam gestoßen werden müssen, von selbst wäre ich nie dahin gelangt. Und so kann ich sagen: Böses hat zum Guten ausgeschlagen. Darum bleibt aber doch aufrecht, daß ich dem Reisenden mit dem Hunde ewige Rache geschworen. Er soll sich vorsehen, wenn er jemals wieder hier erscheint . . . ."

Indeß hat sich der junge Mann im Weichbilde der Residenz nie mehr blicken lassen.

# Isabella von San Felice.

In einem Bündel alter Familienpapiere, die mir vor vielen Jahren von befreundeter Seite zur Durchsicht, allenfalls auch zur Benützung, eine Zeit lang anvertraut wurden, habe ich zuerst den Namen gefunden, der an der Spitze dieser Zeilen steht. Die geschichtlichen Verhältnisse, in die er verflochten war, fesselten mich außerordentlich, und es reizte mich, sie in umfassender Darstellung wiederzugeben. Aber dies war nicht ohne große Studien und Durchforschung einer ganzen Geschichtsperiode möglich. Es waren Zustände zu malen, denen Roms nach Vitellius' Tode ähnlich, Neapel und Palermo, Scenen des Bürgerkrieges, Kämpfe zwischen Despotie und Freiheit, ein Hof voll schamloser Günstlingswirthschaft, höllische Glaubensschaaren, furchtbare Tribunale, wo Habsucht und Privatrache als Richter sitzen, mitten darin das Bild einer hohen Frau, die wehrlos mit römischem Stoicismus untergeht. Der Stoff war unendlich lockend, dessenungeachtet ist die Arbeit daran nie

begonnen worden . . . Erst jetzt, da ich dem Namen San Felice als Titel des in Mannheim mit einem Preise gekrönten Trauerspieles wieder begegne, suche ich die einst niedergeschriebenen Notizen aus der alten verwitterten Handschrift, die ich seit sechzehn Jahren nicht in Händen gehabt, wieder hervor. War es möglich, frage ich mich, das reiche Ereigniß- und Personenleben jener Epoche in den knappen Rahmen eines Trauerspiels zu bannen, so daß dem Zuschauer ein richtiges Bild jener gewaltigen Katastrophen werde? Meiner Meinung nach hätte das nur ein Roman gekonnt. Und da ohnehin unsere Hoftheater sich nicht beeilen dürften, einen Stoff dem Publicum vorzuführen, aus dem so wenig Achtung der bestehenden Gewalten zu schöpfen ist, sei die Geschichte der Isabella von San Felice, wie ich sie nach jenen streng wahrhaftigen Aufzeichnungen geben kann, hier ohne Weiteres, wenn auch nur skizzenweise, erzählt.

* * *

In Neapel hatte, entsetzlich lange, die wildeste Anarchie gewüthet. Vor einem furchtbaren Aufstand war der königliche Statthalter nach Sicilien, der neapolitanische Oberbefehlshaber sogar in das französische Lager geflüchtet. Die Sturmglocken läuteten ohne Unterlaß, die Landleute zur Hilfe herbeizurufen. Drei Tage hindurch hatten die bewaffneten Lazzaroni Straße um Straße gegen die

vordringende französische Armee vertheidigt. Jeder Schritt vorwärts hatte blutig erkämpft werden müssen. Am vierten Tage waren die Mittel des Widerstandes erschöpft, war der Sieg den Franzosen gesichert. Nun kamen zwei Tage, an denen Mord und Plünderung von beiden Seiten verübt wurden, bis endlich am 25. Januar 1799 Championnet mit dem Kern seiner Truppen einrückte.

Der französische General suchte eine Behörde, mit der er verhandeln könne; alle waren verschwunden, die Stadtregierung aufgelöst. Endlich gelang es Championnet, die einheimischen, den gebildeten Ständen angehörigen Republikaner um sich zu sammeln. Die parthenopeïsche Republik wurde proclamirt.

Es war ein gar seltsamer Hof, der von den Ereignissen hinweggefegt worden war. Man möchte die Sitten, die dort herrschten, nicht für möglich halten, wenn nicht die übereinstimmenden Berichte von Gorani, Dutnes de Campan und Anderen vorlägen. Der König, völlig ungebildet und einzig der Jagdleidenschaft hingegeben, hatte seit Jahren die oberste Leitung der Staatsgeschäfte seiner Gemahlin und dem Günstling Ritter Acton überlassen. Was seitdem unternommen wurde, war das Werk dieser Beiden. Von tödtlichem Hasse gegen die Revolution erfüllt, hatten sie die Zeit nicht abgewartet, bis die Alliirten Frankreich den Krieg erklärten, vielmehr den König bestimmt, ein allgemeines Aufgebot ergehen zu lassen. Ein ungeübtes, von einem

unfähigen General befehligtes Heer war in den Kirchenstaat eingerückt. Rom wurde besetzt, die neapolitanischen Truppen drangen bis Toscana vor, zogen sich jedoch ebenso schnell wieder vor den Franzosen zurück, die in Neapel einfielen. Bestürzt und rathlos hatte der König seine eigene Kriegsflotte in Brand schießen lassen, sein Land den Siegern preisgegeben und war, von Nelson escortirt, nach Palermo geflüchtet.

Neapel zählte Republikaner aus Ueberzeugung, wie jedes Land, in welchem die Monarchie unfähig oder ihrer Aufgaben und Pflichten uneingedenk ist; sie gehörten aber sämmtlich den mittleren und oberen Ständen an und standen dem Volke fremd gegenüber. Konnte man es ihnen verübeln, daß sie sich bei steten Verhaftungen, Dienstentsetzungen und beständig vermehrten Auflagen übel zu befinden glaubten? Am lautesten äußerte sich der Oppositionsgeist unter dem sicilianischen Reichsadel. Nun aber war, die gemachte Eroberung für das raubgierige Directorium auszubeuten, ein Heer von Blutsaugern aus Frankreich mitgekommen, das den edlen Namen der Republik in Verruf bringen mußte. Schändliche Erpressungen begannen. Neapel sollte eine bedeutende Contribution zahlen. So begründet man keine neue Ordnung. Aeußerliche Ruhe, durch Bajonnette erzwungen, trat ein, während tief unten unversöhnlicher Zwiespalt wüthete.

Auf diesen Zwiespalt aber setzte die vertriebene

Dynastie alle ihre Hoffnungen. Fort und fort wurden Agenten verhaftet, die ihr Einverständniß mit dem Hofe von Palermo oder mit den Engländern eingestanden, die sich auf Capri festgesetzt hatten.

Zu den ersten Frauen Neapels gehörte Isabella von San Felice — Isabella, nicht Luigia, wie im Trauerspiele von Richard Voß, heißt sie in meinen Mittheilungen. Sie stand im vierundzwanzigsten Jahre, war schön, lebhaft, von gebildetem Geiste. Ihre Salons waren die Vereinigung von Allem, was Neapel an Talenten besaß. Isabella war eine aufrichtige Royalistin, konnte ihrer Erziehung nach gar nichts Anderes sein; ihr Gemahl hatte eine Stellung am Hofe. Aber versöhnlichen Geistes, war sie dazu angethan, ein Bindemittel zwischen Extremen zu sein. Um sich ihr nähern zu dürfen, ließen Republikaner ihre strenge Gesinnung draußen. Sie war von einer Liebenswürdigkeit, die den schroffsten Parteimann gefangen nahm, und ausgezeichneten Männern befreundet. Der alte Admiral Francesco Caracciolo, Bruder des Herzogs von Roccaromana, jetzt im Dienste der republikanischen Regierung, war mit ihr verwandt. Cimarosa, der Tondichter des „Matrimonio secreto“ und so vieler anderer melodiöser Opern, war als Hausfreund ein- und ausgegangen.

Isabella hatte aber mächtige Feinde. Der von Winckelmann und Goethe gepriesene Sir William Hamilton, ein italienisirter Schotte und alter Epi-

kuräer, hatte in seiner consequenten Kunstliebe das Aeußerste gethan und seine Mannesehre geopfert, um ein Weib sein zu nennen, das ihm die plastischen Marmorbilder von Hellas lebendig vorführen konnte. Emma Harte, jetzige Lady Hamilton, hatte eine merkwürdige Laufbahn hinter sich. Zuerst Magd in einer Taverne, Malermodell, sodann von Dr. Grahom — dem Erfinder des „wunderbaren Bettes" — für die Rolle der Göttin Hygiea engagirt, die sie schleierlos spielte, war sie die Maitresse Charles Greville's geworden, der sie schließlich seinem kunstbegeisterten Oheim, Sir William Hamilton, abtrat. Jetzt war Nelson der Sklave ihrer Reize geworden, die sie noch immer einem Kreise bevorzugter Persönlichkeiten, sei's im Tanze, sei's in plastischen Attitüden, zeigte. Der Hof von Neapel stieß sich nicht an der Vergangenheit dieser Dame; im Gegentheile, Lady Hamilton war die Freundin und Vertraute der Königsfamilie geworden. Welche Zeit, welche Sitten! Die ehemalige Göttin Hygiea war eine allmächtige Frau. Unverhehlter Widerwille vor der emporgekommenen Hetäre zog Isabella von San Felice schließlich eine hohe Ungnade zu, und während ihr Gatte mit dem Hofe nach Palermo zog, blieb sie in Neapel zurück. . .

In den Schreckenstagen war ihr Haus der Plünderung und Verheerung entgangen. Es öffnete sich wieder, und mancher Unglückliche und Hilfsbedürftige fand dort ein Asyl.

Eines Tages fiel Isabellen bei einer jungen Verwandten, die im Hause lebte, ein roh aus Olivenholz gearbeitetes, mit einzelnen Buchstaben bezeichnetes Crucifix auf, das diese bei sich trug. Das Mädchen legte eine eigenthümliche Befangenheit an den Tag und wich der Frage nach der Bedeutung dieses Kreuzes scheu aus. Einige Tage vergingen, Isabella erneute ihre Frage. Da endlich entschloß sich das Mädchen, zu sprechen. „Nehmt es," sagte sie, „ich werde mir ein zweites zu verschaffen wissen. Es nahen schwere Zeiten. Nur diejenigen werden verschont bleiben, die sich durch Besitz solch eines Kreuzes ausweisen können, getreue Unterthanen des Königs zu sein." Kurz, Isabella erfuhr, daß eine Liga, ein Blutbund bestehe und eine Verschwörung im Gange sei, die alle Häupter der neuen Ordnung, nebstdem auch alle Lauen und Unzuverlässigen vernichten sollte.

Also Wiederkehr aller schon erlebten Greuel, eine ausgedehnte Verschwörung! Was da kommen würde, sollte möglicherweise noch schrecklicher sein als Alles, was gewesen.

Isabella rief nun diejenigen ihrer Familie, auf deren Verschwiegenheit sie sich verlassen konnte, zusammen und forderte sie zu Rath und Beistand auf. Alle waren voll Entsetzen, aber Niemand wollte eine Anzeige beim Sicherheits-Tribunale machen. Man rieth, zu schweigen; seit langer Zeit schon war man vor keinem Freunde, keinem Be-

kannten, keinem durch Wohlthaten Verpflichteten mehr sicher; man rieth zur Abreise. Isabella, im Widerspruche mit all den Ihrigen, wendete sich an ihren Rechtsanwalt, Fiani, um Rath. Der vorsichtige Mann erwiderte: „Der Urheber der Anzeige ist verloren, wenn es nicht gelingt, alle Verschwörer zu fassen. Also schweigen Sie. Ich kann Ihnen sagen, daß Tausende von dem Blutbunde wissen und auch schweigen. Was geht Sie die sich vorbereitende neue sicilianische Vesper an, da Sie jetzt das Sicherheitskreuz besitzen? Auch ich habe eines!"

Er wies es vor.

Dabei aber konnte sich Isabella nicht beruhigen. Es lebte in dieser Frau ein heiliger Rettungseifer, der sie jede Gefahr gering achten ließ. Sie begab sich auf das Tribunal und machte die Anzeige, erwirkte aber zugleich die Zusage, daß nur die Haupturheber des Bundes zur Strafe gezogen werden sollten . . .

Man war von der sich vorbereitenden Verschwörung ohne jede Kunde gewesen; nun wurden Maßregeln getroffen, die Untersuchung begann. Die Verwandte Isabella's, bei der zuerst das Kreuz zum Vorschein gekommen, wurde des Eides, den sie geleistet, kirchlich entbunden und machte den namhaft, von dem sie es erhalten; nun galt es, weiter bis an die Quelle zu kommen. Wer den Empfang des Sicherheitskreuzes aus den Händen

eines Andern nachweisen konnte, wurde nach gelobtem Stillschweigen entlassen. Hunderte kamen vors Gericht. Schließlich gelangte die Nachforschung auf einen gewissen Baccherio. Er war deutscher Abkunft, sein noch lebender Vater hatte seinen Namen italienisirt. Alle tausend Zeichen kamen von ihm. Er wurde als ein Haupt der Verschwörung gefaßt, er hatte sich bei seiner Verhaftung wie ein Teufel gewehrt. Es stellte sich Baccherio's Verbindung mit den Engländern auf Capri heraus. Diese sollten auch auf Procida und Nisida Fuß fassen und von da nach Neapel gelangen. In diesem Momente sollte die Verschwörung losbrechen und ein Blutbad alle Republikaner, sowie alle zweideutigen Anhänger des Königthums vernichten.

Wirklich bemächtigten sich die Engländer während der Untersuchung beider Inseln, auch eine Landung am Cap Misene wurde versucht, von den vereinigten Republikanern jedoch zurückgeschlagen. Die Verschwornen blieben seit der Verhaftung Baccherio's ruhig.

Neapel war durch Isabella von San Felice's muthige That einer neuen sicilianischen Vesper entgangen.

Baccherio zeigte eine seltene Festigkeit; er nannte keinen seiner Mitverschwornen. Als ihm die Wahl zwischen Tod und Begnadigung gestellt wurde, wofern er seine Mitverschwornen nenne, erlitt er den Tod, ohne sich des Verrathes der Seinigen schuldig gemacht zu haben.

Indeß gewannen die Verbündeten einige Siege; in Apulien und Calabrien aber, wo sich seit den letzten Monaten 1798 bereits räuberisches und fanatisches Landvolk gegen die Städter zusammengerottet hatte, brach ein gewaltiger Aufstand los. Die gefährdete Religion und Monarchie wurden vorgeschützt, um zu sengen und zu rauben. Frühere Mörder und Räuber von Profession, wie Michael Pazza, genannt Diavolo, erschienen an der Spitze zahlreicher Banden. Cardinal Ruffo, wegen Unterschleifen aus dem Vatican verjagt, doch unmittelbar darauf zum päpstlichen General-Vicar ernannt, erschien in Calabrien und rief das Landvolk auf. Er hatte vom Königshofe zu Palermo unbedingte Vollmachten erhalten.

Die Sanfedisten, wie sich die Rotten Cardinal Ruffo's nannten, waren Bluthunde, die vor keiner Grausamkeit zurückscheuten, jedoch religiösen Bräuchen blind ergeben. Jeder trug Scapulier und Rosenkranz. Mord, Plünderung, Unzucht war gestattet, aber jeden Freitag und Samstag wurde gefastet und nach jedem Blutbade wurden Wachskerzen der Madonna angezündet. Die Mordbrennerbanden zogen unter dem Rufe: „Viva il re e viva la santa fede!“ Es war ein Kreuzzug, der mit dem gegen die Albigenser die größte Aehnlichkeit hatte.

Die Republikaner in den einzelnen Städten wehrten sich wie Verzweifelte. Aber Stadt um Stadt wurden genommen und der Plünderung über-

geben. Die Sanfedisten mordeten und sengten Alles nieder, was ihnen in die Hände fiel. In Alta Nuova entgingen höchstens hundert Einwohner dem Massacre. Sie sammelten sich wieder in Aquaviva, wo ein Regiment Franzosen und einige neapolitanische Truppen unter Hector Caraffa ihnen Schutz boten.

Zwei Monate erst waren vergangen und schon brach die parthenopeïsche Republik — ohne Heer, ohne Finanzen — einzig durch die von Macdonald befehligten Franzosen gestützt, in sich zusammen.

Noch sind die beiden Proclamationen, die republikanische, bei der Flucht des Königs erlassene, und die sanfedistische erhalten. Es ist heute noch interessant und lehrreich, beide mit einander zu vergleichen.

Die republikanische lautete:

„Neapolitaner, euer Claudius ist entflohen . . . Endlich tritt der Mensch in seine Rechte ein. Neapolitaner, ihr werdet eine freie, auf den Principien der Rechtsgleichheit begründete Regierung erhalten! Möge ein heiliger Enthusiasmus Alle entflammen. Die dreifarbige Fahne, der Regenbogen einer neuen Aera von Friede und Wohlstand, wehe in euren Städten und Landschaften! Man pflege den Freiheitsbaum und er wachse in eurem Boden. Laßt municipale Verwaltungen, laßt die Nationalgarde sich organisiren, die Schicksale Italiens mögen sich erfüllen . . ."

Die Proclamation Cardinal Ruffo's dagegen lautete:

„Meine Kinder, der Heilige Vater und euer vielgeliebter König, der von eurem Unglück und Leid tief ergriffen ist, senden mich unter euch! Trotz des Undankes Einiger bringe ich euch in ihrem Namen Worte des Friedens und der Verzeihung! Die Republikaner, wie es ihre Thaten bezeugen, wollen eure Altäre umwerfen, die heiligen Bilder der Gottesmutter und eurer himmlischen Fürsprecher zertrümmern, den König ermorden, den Gott euch in seiner Barmherzigkeit gegeben, den Papst und die Diener eurer heiligen Religion ausrotten. Der Statthalter Christi dagegen in so unendlichem Erbarmen bietet eine General-Indulgenz Allen, die sich waffnen, die bedrohte Kirche zu vertheidigen! Der König, euch nicht minder geneigt, bietet die Güter der Aufrührerischen, die unwerth geworden sind, sie zu besitzen, und eine zweijährige Steuerfreiheit allen Soldaten des Glaubens und des Thrones, noch mehr: eine General-Amnestie Allen, welche, verführt und irregeleitet, die Strenge der Gesetze zu fürchten hätten. Euch, die ihr der Kirche und der legitimen Königsgewalt treu sein werdet, alle geistigen Güter des Paradieses und die zeitlichen Güter der Welt! Meinen Segen im Namen Gottes und des Heiligen Vaters! Vorwärts mit dem Rufe Es lebe die Santa fede! Es lebe der König!"

Man sieht den Unterschied. Das eine Programm führt Dinge auf, die den Betreffenden ganz unbekannt sind, Freiheit, Rechtsgleichheit. Das

andere Dinge, die sie ganz richtig zu taxiren wissen: Paradies, General-Absolution, confiscirte Güter! „Endlich seid ihr frei!" Und sie wissen nicht, was Freiheit? „Euer Claudius ist entflohen" — und ihr König heißt ja Ferdinand! Welcher Wortschwall, den das Volk nicht verstehen konnte! Da kann es nicht fehlen, daß die Enttäuschung eintrifft.

Wirklich bemächtigte sich Cardinal Ruffo am Schreckenstage des 13. Juni Neapels. Was die cannibalische Wuth der Calabresen an Greueln verübte, ist unsagbar. Zwei volle Tage dauerte das Blutvergießen auf den Straßen und in den Häusern. Die angesehensten und compromittirtesten Persönlichkeiten unter den Republikanern hatten sich in die Castelle geflüchtet und vertheidigten diese. Auf San Elmo saß der französische Befehlshaber mit den Häuptern der Regierung. Von diesen Punkten aus konnte die Stadt in Brand geschossen werden, also wurde Capitulation, eine Uebergabe mit Bedingungen angetragen. Ruffo als Reichsverweser sicherte den größtentheils zur Auswanderung bereiten Republikanern freien Abzug zu, und die Castelle wurden geräumt.

Nun hatte man, was man wollte. Sofort erschien Nelson vor der Rhede von Neapel, an seiner Seite Emma Hamilton. Die ohne Genehmigung des Königs geschlossene Capitulation wurde für null und nichtig erkärt. Es wurde eine Staats-

junta ernannt unter dem Vorsitze N. Speziale's. Dieses Scheusal hatte bereits auf der Insel Procida, durch Nelson's Flotte geschützt, seine Blutarbeit begonnen. Speziale hatte Galgen aufrichten lassen, sich mit Henkern umgeben und keinen Tag ohne Opfer vorübergehen lassen. Nun setzte er in Neapel sein blutiges Richteramt fort. Vierzigtausend Menschen wurden zum Tode, ebensoviel zur Verbannung verurtheilt, an viertausend wurden factisch hingerichtet, die übrigen in gräßlichen Kerkern zu Tode gepeinigt; es ging zu, wie in der Pariser Schreckenszeit. Tortur wurde angewendet, um Geständnisse zu erpressen. Spietato come sopra cadaveri! (Erbarmungslos, wie wenn es Leichnamen gälte!) war die Parole des Richters Vanni!

Am zehnten Juni war der König in seiner Hauptstadt eingekehrt. San Felice war mit ihm. Er traf sein Weib gefaßt, gefaßter als er selbst war. Sie hatte dem öffentlichen Wohle gedient, das konnte jetzt nichts anders als ihr Verderben sein! Man wollte sie heimlich nach Rom flüchten, sie widersetzte sich.

Acht Tage gingen hin; schon trug man sich mit der Hoffnung, daß das Tribunal über sie hinwegsehe. Doch das war Täuschung; am neunten Tage nach der Rückkehr des Königs wurde sie verhaftet. Verwendung nützte nichts. Isabella wurde in die „Conforterie" gebracht, von wo nach drei Tagen, in denen „geistlicher Zuspruch" zur An-

wendung kam, die Verurtheilten zum Tode geführt wurden. Die Junta unter Ritter Acton hatte die Anzeige der Verschwörung Baccherio's als Hoch- und Landesverrath bezeichnet und die Todesstrafe über Isabella ausgesprochen. Von diesem Gerichtshofe gab es keine Berufung.

Alles Mögliche wurde versucht, die Unglückliche zu retten. Endlich wurde ein Aufschub bewilligt, weil sie gesegneten Leibes war.

Nun blieb sie verhaftet, der Stunde ihrer Entbindung entgegensehend.

Endlich erschien die Stunde der Niederkunft. Isabella genas eines todten Kindes. Drei Tage später wurde sie hingerichtet. Mit der Standhaftigkeit einer Römerin bestieg sie das Blutgerüst.

Als Isabella von San Felice unter den Händen der Henker geendet hatte, rühmte sich Lady Hamilton, daß, wenn man ihre Vermittlung angesucht hätte, es in ihrer Macht gestanden, die Verurtheilte zu retten.

Die Untersuchungen, die Hinrichtungen gingen weiter. Schneider wurden gehenkt, weil sie für Municipal-Beamte Uniformen verfertigt hatten. Fiani, ein früherer Freund Speziale's, konnte des angeschuldigten Verbrechens nicht überführt werden. Da läßt ihn Speziale in sein Zimmer bringen, umarmt ihn und sagt mit Thränen im Auge: „Armer Freund, in welchem Zustande muß ich dich wiedersehen! Ich bin des Henkeramtes müde und

will dich retten! Nicht vor deinem Richter, vor deinem Freunde stehst du hier! Aber du mußt mir Alles entdecken, wenn ich dich retten soll . . ." Fiani ließ sich täuschen, und am andern Tage mußte er aufs Schaffot. Zu Velasco, einem braven Officier, sagte Speziale: „Ich werde dich auf das Blutgerüst schicken!" — „Du schickst mich nicht, ich gehe selbst in den Tod!" antwortete Velasco und stürzte sich zum Fenster hinaus.

Schmählich und schandvoll war die Rolle, welche die brutalen Engländer und ihr Abgott Nelson bei diesem Trauerspiele freiwillig übernahmen. Der britische Admiral gab nicht nur die Segelstangen seiner Flotte zum Aufknüpfen der Verurtheilten her, er ließ auf seinem eigenen Admiralsschiff das Blutgericht über die verdientesten neapolitanischen See-Officiere halten. Er widersetzte sich nicht nur den neapolitanischen Blutrichtern, als diese dem hochverdienten Admiral Caracciolo, der auch Nelson's Freund gewesen, einen Aufschub des Processes gewähren wollten, er verwandelte eigenmächtig den auf lebenslängliche Haft lautenden Spruch in ein Todesurtheil und ließ Caracciolo auf seiner eigenen Fregatte an den Mastbaum hängen. Als der König, der wieder nach Sicilien gegangen war, zum zweitenmale von Palermo heimkehrend, in die Bai von Neapel einlief, schwamm die ins Meer geworfene Leiche des greisen Admirals heran. Eine Welle hob den Oberleib, und der König, der vorne

am Schiffe stand, erkannte den einst ihm befreundeten Mann. „Ha, Caracciolo!“ rief er. „Was will dieser Todte von mir?“

„Er kommt, sich ein christliches Begräbniß zu erbitten,“ erwiderte ein dem Könige zur Seite stehender Mönch.

„O daß er es hätte!“ sagte der König. Aber statt die Ordre zu ertheilen, den Leichnam heraufzuholen, ging er in die Cajüte hinab.

Auf eine solche Seele versagt auch das Grauenhafteste die Wirkung.

Auch der sanfte Cimarosa hatte Schreckliches ausgestanden. Er wurde zwar durch russische Vermittlung vom Tode gerettet und durfte auswandern, starb aber an den Folgen der ihm im Kerker widerfahrenen Mißhandlungen schon 1801 in Venedig.

So war denn nach kaum fünfmonatlichem Bestande die parthenopeïsche Republik in sich zusammengestürzt. Ein kurzer Kampf zwischen Despotie und Freiheit hatte Alles hinweggerafft, was das schöne Land in der Blüthe seiner Bürger, Gelehrten, Künstler besessen hatte.

# Wie Heilige entstehen.

Von jeher mit Vorliebe der Lectüre von Büchern zugekehrt, welche den Glaubens- und Gedankenkreis vergangener Jahrhunderte abspiegeln, las ich unlängst mit großem Interesse eine voluminöse Chronik: Vita Papae Benedicti XIII. „Das ruhm- und wunderwürdige Leben Papst Benedict's des Dreizehnten aus dem Hause Orsini!" Das lebendigste Bild Roms wie es zu Anfang des vorigen Säculums gewesen, stand da vor mir. Im Grunde sind die Verhältnisse von den heute bestehenden nicht gar sehr verschieden. Da giebt es hundertfache Noth und Bedrängniß des päpstlichen Stuhls, zügelloses Treiben in den Kreisen des Adels und der Prälaten, eine geleerte Staatscasse, Raub, Mord und Todtschlag in den Gassen der heiligen Stadt; mitten darin aber, wie unbekümmert um alle Zeichen drohenden Zusammensturzes, steht ein Greis, unermüdlich beschäftigt, durch Allocutionen und Heiligsprechungen, d. h. durch Vermehrung der himmlischen Schutzpatrone, das Wohl der katholischen Menschheit zu fördern.

Die Aehnlichkeit des Characters Benedict des Dreizehnten mit dem Sr. jetzt regierenden Heiligkeit*) ist unverkennbar, und sieht man nun das beigegebene Porträt Benedicts in seinem Häublein an, so ist man neu überrascht, auch in den Zügen die größte Aehnlichkeit Beider wieder zu finden.

Vor vielem Andern interessirte mich in dieser Chronik die Beschreibung der Canonisation Johanns von Nepomuk. Man müßte nicht in Böhmen geboren sein, um nicht eine besondere Devotion für diesen Heiligen im Blute zu haben. Er ist der Schutzpatron des Landes, er blickt von der uralten Steinbrücke Prags wie ein Schirmgott über Strom und Inseln, zu seinen Ehren entzünden sich allabendlich, sobald es dunkelt, die fünf Laternen über seinem Standbild, welche an die fünf Sterne mahnen, welche über seinem Leichnam schwammen. Sein Namensfest bringt Leben und Bewegung in die sonst so melancholisch und verdrießlich hinbrütende gefallene Königsstadt. Es fällt in die schönste Maienzeit. Die Tage vom 16.—22. Mai sind ihm ausschließlich gewidmet. Mehrere Tage zuvor wogen alle Landstraßen von Wallfahrern, die sich langsam, Litaneien abbetend und fromme Lieder singend, in geschlossener Heeressäule gegen Prag bewegen. Bald wimmelt die Stadt von ländlichen Ankömmlingen in den verschiedensten

*) Pius IX.

Trachten; denn auch die Schwesterländer Mähren und Schlesien haben Repräsentanten geschickt. Die Brücke und die Domkirche besonders sind das Ziel aller Wanderungen.

Man betrachtet einen braunen, mit einem Kreuze gezierten Marmorstein auf dem Brückengeländer — das ist die Stelle seines Sturzes. Man singt und betet vor seiner Statue — sie ist von zwei böhmischen Künstlern modellirt und in Nürnberg gegossen worden — seit 1683 ist sie aufgestellt. Die Waller ziehen zum Dome und sehen seinen Sarg von silbernen Engeln hoch emporgehalten; so kann man seine ganze Leidensgeschichte verfolgen bis zu der Stätte seiner Glorie. Am Vorabend des Festes gleichen die Gassen der Altstadt einem wimmelnden Ameisenhaufen. Alle Wirthshäuser sind überfüllt. Hunderte von Menschen, Männer und Frauen, welche kein Unterkommen finden oder den Schlafkreuzer sparen wollen, betten sich endlich, in landsmannschaftlichen Gruppen zusammengedrängt, einer uralten Sitte gemäß auf dem Trottoir der Steinbrücke, am liebsten in unmittelbarer Nähe des Heiligen (in vormärzlicher Zeit). Andere wählen sich die Vorhallen der Kirchen und Klöster als Schlafstätte. Tags darauf hallen alle Glocken, das Volk wandert von Kirche zu Kirche. Abends, sobald es dunkel, füllen sich die Brücken und Quais mit Tausenden und Abertausenden. Wenn dann die Raketen in den dunkel-

blauen Himmel hinansteigen, auf der Spitze der Schützeninsel das „Heiliger Johannes, bitte für uns!" in Flammenschrift erscheint und dieser sich Aller Augen zuwenden — da leugne noch Einer, daß dieser Heilige nicht lebendig im Volksbewußtsein stehe! Die Canonisationsbulle bezeichnet Johann von Nepomuk als einen Mann, der nach göttlicher Veranstaltung zur Welt kommen mußte, „als in den von Christo gepflanzten und mit seinem Blute begossenen Weingarten ein brennender Wind ketzerischer Lehren eingebrochen". Da sollte er „gleichsam wie eine Schanze aufgerichtet werden". Er war Prager Canonicus und Beichtvater der Königin Johanna, Gemahlin Wenzels des Vierten, welche an der Seite ihres ausschweifenden Gatten ein kummervolles Leben führte. Die Acte erzählt die aller Welt bekannte Geschichte: Der König beargwohnt die Tugend seiner Gemahlin; er läßt den Beichtvater rufen und verlangt zu wissen, was zuerst die Königin gebeichtet. Der Priester giebt ihm eine ausweichende Antwort, er habe die Sünden der Königin nicht mehr im Gedächtniß; der entrüstete König, des Widerspruches ungewohnt, läßt ihn in den Kerker werfen und foltern, und als er auch dann seinen frommen Widerstand nicht zu besiegen vermag, ihn in einen Sack binden und in die Moldau werfen. Da erglänzen sogleich fünf Sterne über den Wellen und verrathen den Ort, wo die Leiche liegt. Der König, erschreckt von diesem Zeichen,

eilt in die Feste Zebrak. Alles dieses geschieht nach den Canonisationsacten im Jahre 1383.

Wo es sich um eine Heiligsprechung handelt, wird vor Allem die Frage nach den Wundern ins Auge gefaßt, und die Rota Canonisationis, der römische Kirchenrath, wo die Heiligsprechungen verhandelt werden, hat vor Allem zu prüfen, welche Wunder dieser oder jener zu Canonisirende gewirkt hat. Die außerordentliche Gabe, als sterblicher Mensch auf Erden Wunder zu wirken, ist nämlich das sicherste Kriterium der das ganze Subject durchdringenden „heiligmachenden Gnade".

Neu stattfindende Canonisationen erwecken wohl bei Manchem einen Zweifel und er denkt so in seinem unvernünftigen Sinne: ist es nicht eine Vermessenheit des päpstlichen Stuhles, Jene zu bezeichnen, welche die Heiligen Gottes sind, und somit seinen allerhöchsten Hofstaat ausmachen? Sollte Gott auch wirklich Alle als Heilige acceptiren, welche ihm die Kirche vorgeschlagen hat? Aber der Theolog hat die Antwort hierauf fertig, und zwar eine schlagende Antwort. Er sagt: Eben durch die Wunder, die aus der göttlichen Gnade fließen, und welche zu wirken dem oder jenem beschieden ist, hat Gott ja bereits angezeigt, daß ihm dieser als Heiliger convenirt, und daß er ihn in den Chor der Heiligen berufen hat. Dieß ist unwiderleglich, und es wird sonach von der Rota Canonisationis nur zu erwägen sein, ob wirklich übernatürliche Thaten vorliegen. Man fordert deren vier, um

desto sicherer zu gehen; jedoch kann der Heilige auch vom vierten Wunder dispensirt werden. Je mehr der Wunderwerke vorliegen, umsomehr wird die Heiligkeit eines Heiligen geschätzt, denn desto voller scheint er der Gnaden zu sein. Dessenungeachtet kann die Heiligkeit, wie auch die Theologen eingestehen, nicht allein in den Wunderwerken bestehen, sonst müßten die Mutter Gottes, sowie auch Johannes der Täufer gar nicht zu den Heiligen zu zählen sein. Von Maria ist weder in den Evangelien, noch anderswo zu lesen, daß sie ein Mirakel gewirkt, von dem heiligen Vorläufer Johannes aber steht (Ev. Joh. 10.) klar geschrieben, daß er weder Zeichen noch Wunder gethan. Doch diese Beiden sind Ausnahmen von der Regel, im Allgemeinen gilt der alte Spruch: Keine Heiligkeit ohne Wunder! Was nun das Leben des heiligen Johannes von Nepomuk betrifft, so steht es allerdings im Punkte der Wunder gegen das des heiligen Dominicus, des heiligen Franz von Assisi, des heiligen Anton von Padua weit zurück. Das Leben dieses letzteren, welcher „das Licht der Welt" genannt wurde, ist von Wundern überfüllt.

Die Anrufung seines Namens genügte, Stürme zu beschwichtigen und die Menschen aus den drohendsten Lebensgefahren zu befreien; ja es schien, als ob dieser außerordentliche Heilige zürne und gewaltig unzufrieden werde, wenn man über seine eilfertige Hülfe nur den leisesten Zweifel hege!

Bekannt und von den Theologen beglaubigt

ist seine Antwort an den Jesuiten-Pater Colnago, die ich hier so beiläufig anführe. Ein Roß war aus dem Stalle eines armen Landmannes gestohlen worden. Die betrübte Bäuerin wußte keinen bessern Rath, als zum Pater Colnago zu laufen. Dieser, als er ihre Klage vernommen, schlug die Augen gen Himmel und rief mit gewohnter Zuversicht zu seinem heiligen Vorsprecher: „Hilf, heiliger Antonius!" Nun befahl er dem Weibe, nach Hause zu gehen, das verlorene Roß werde sich schon einfinden. Sie jedoch, die aus Furcht vor ihrem zornigen Gatten sich nicht nach Hause begeben wollte und auch der Meinung war, das Roß sei noch nicht gefunden, nahm noch einmal ihre Zuflucht zu Pater Colnago mit den Worten: „Der heilige Antonius habe noch nicht geholfen!" Nun ergriff Colnago den ersten besten Stein, legte ihn in des Weibes Hand und sprach: „Gehe flugs in die Franziskaner-Kirche zum Altar des heiligen Antonius und richte ihm die Worte aus: ‚Pater Colnago lasse ihm sagen, er habe ein härteres Herz als dieser Stein!'" Das Weib legte den Stein auf den Altar und ging davon, beim Rückweg aber, und zwar noch in der Kirche, erschien ihr der heilige Antonius mit eben diesem Stein, gab ihr diesen in die Hand und sprach: „Richte du dem Pater Colnago wieder aus, daß sein Herz härter als Stein, indem er so oft die schnelle Fürbitte Sankt Antonii erfahren und dennoch nicht trauen will, das Roß habe sich schon eingefunden." Und so war es denn auch wirklich

der Fall, und die Theologen, voran Sigismund Scholz von der Gesellschaft Jesu, führen diese Geschichte zum Beleg der besonderen Schnelligkeit der Hülfe an, welche der heilige Antonius bringt, und des Eifers, mit dem er jeden Zweifel in seine Hülfsbereitschaft widerlegt. Solch auffallende Thaten hat nun allerdings Johann von Nepomuk nicht vollbracht, weder bei seinen Lebzeiten, noch später, nach seinem Tode, wo für manchen Heiligen erst die schönste Thatenlaufbahn beginnt. Seine Wunder bestehen in einigen Heilungen, in der Wiedererweckung eines Mädchens, welches in die Wattawa gefallen war, in dem Schutz seiner Vaterstadt Nepomuk vor der Pest ꝛc. Als Heiligen bezeichnet ihn vornehmlich nach der Canonisationsbulle, daß nach seinem Morde die Moldau wie mit Flammen geleuchtet, insbesondere aber das Verhalten seiner Zunge, als der ertränkte Leichnam nach langem Liegen wieder ausgegraben wurde.

Alles an ihm war Asche, die Hirnschale mit Erde angefüllt; nur die Zunge, „des sacramentalen Beichtsigills unüberwindliche Beschützerin", war unversehrt wie die eines Lebenden, beweglich, gleichsam lebendig. Alle diese Wunder und Zeichen, wie sie theils in der Tradition lebendig vorlagen, theils noch sichtbar waren, findet man in dem Buche „Acta utriusque processus in causa canonisationis beati Joannis Nepomuceni. Romae 1729" beleuchtet und einer genauen Durchforschung durch ein Zeugenverhör unterzogen. Der Prozeß geht durch drei

Instanzen und dauert an zehn Jahre. Wohl an fünfzig Zeugen werden vernommen und bestätigen die einzelnen Wunderthaten. Der Advocatus Diaboli mußte demnach den Kürzeren ziehen und Benedict der Dreizehnte konnte die Canonisation vornehmen. Sie fand am 29. März des Jahres 1729 statt und ward noch durch ein besonderes Wunder verherrlicht, als ob der Himmel dieser Feierlichkeit noch eine ganz besondere Sanction geben wollte. Während der Papst im festlich gezierten Lateran mit seiner gebrechlichen Greisenstimme das Te Deum laudamus anstimmte, die Glocken läuteten und die Kanonen der Engelsburg darein donnerten, wurden die Massen des Volkes, das sich draußen stieß und drängte, durch einen seltsamen Eindruck erschüttert. Ein Weib, das lange vom Teufel besessen gewesen, eine Italienerin von Geburt, welche ihr Lebtag kein Wort Deutsch gekonnt, fing auf einmal in dieser Sprache zu reden an, wobei der böse Feind von ihr wich und sie, ohne daß ein Exorcismus bei ihr in Anwendung gebracht worden wäre, allerlei Glas, Nadeln, Haare durch den Mund von sich gab.

Dies Alles giebt einen festen Unterbau von Wundern und Zeichen, und doch — man muß wirklich sagen, daß es ist, als hätten alle Zweige der Forschung sich das Wort gegeben, nichts von alledem gelten zu lassen, was die Kirche statuirt. Vom Augenblicke an, wo die Geschichte Böhmens einer wissenschaftlichen Behandlung anheimfiel,

mußten die Gelehrten es auffallend finden, daß die Geschichte wohl einen Johann von Pomuk kennt, dieser aber ein ganz Verschiedener von dem ist, den die Canonisationsacte bezeichnet! Eine kritische Opposition war zwar schon 1747 rege geworden, jedoch fast unbeachtet geblieben, später erst, da die böhmische Geschichte immer mehr Bearbeiter fand, konnten arge und weit um sich greifende Bedenken nicht mehr unterdrückt werden. Des Prager Canonicus, der 1383 ertränkt worden sein sollte, erwähnte kein gleichzeitiger Chronist, ja die Archive wiesen nach, daß es keinen Canonicus dieses Namens gegeben, hingegen war allerdings zehn Jahre später ein Priester Johann von Pomuk ertränkt worden, jedoch aus ganz anderen Ursachen.

Dieser Geistliche stammte aus einem deutschen Bürgergeschlechte zu Nepomuk, sein Familienname lautet, wie seine eigenhändige Unterschrift als erzbischöflicher Notar auf einer Urkunde aus dem Jahre 1372 darthut, „Wolflin" (Wölflein). Er war in seiner Stellung als Generalvicar mit König Wenzel wegen der Abtei Kladrub in Streit gerathen, weil er den neuerwählten Abt Albert Olonus dem königlichen Willen entgegen bestätigt. Er wurde, wie man in dem urkundlichen Berichte, den Erzbischof Johann von Innstein gleich nach dem Tode seines Vicars nach Rom geschickt und dessen Original 1754 nach Prag zurückkam, mit den Details seiner Folterung und Hinrichtung nachlesen kann,

ins Gefängniß geworfen. Der König legte in der Folterkammer selbst Hand an und verbrannte die Seite des Unglücklichen derart mit Pechfackeln, daß derselbe schon in Folge dieser Verletzungen nicht länger hätte leben können, dann wurde er zur Brücke geführt und, nachdem der Mund ihm mit einem Holze auseinander gespreizt, die Füße in Form eines Rades zum Kopf gebunden, hinabgestürzt und ertränkt. Es gab, als diese Thatsache aufgestellt wurde, einen argen Lärm. Broschüren folgten auf Broschüren. Der Ritter von Steinsberg, der zuerst den Muth zu „kritischen Bemerkungen" gehabt, eilte nach München und fand im dortigen Staatsarchiv, daß die Königin Johanna bereits im Jahre 1386 gestorben, somit schon sieben Jahre todt gewesen sei, als der wahre Johann von Pomuk in die Moldau gestürzt wurde. Somit gab es keinen Märtyrer des Beichtsigills mehr, und der freche Steinsberg wagte 1783 den Ausruf, der in einer in Böhmen erschienenen Schrift kühn war (freilich war damals die Presse freier als heutzutage): „so hat man einen Heiligen canonisirt, der nie gelebt hat!"

Jetzt versuchten Andere die beiden Gestalten in eine zusammenzuschweißen, dies aber wollte durchaus nicht gehen, da einerseits die Canonisationsacten, andererseits die Geschichte so klar sprechen. Und da nun die Existenz des canonisirten Johann von Nepomuk nicht geleugnet werden durfte, die des historischen nicht geleugnet werden konnte,

suchte ein seltsamer Kauz, Pater Jos. Zimmermann, in seinem Büchlein: „Vorbothe der Lebensgeschichte des heiligen Johann von Nepomuk. Prag 1829" einen neuen Ausweg: er nahm zwei Johanne an, und nach seiner Auffassung gestaltet sich die Sache so:

In dem kleinen Städtchen Pomuk, welches dazumal höchstens dreißig Familien zählte, werden unter der Regierung Karls des Vierten zwei Kinder männlichen Geschlechts geboren, welche beide den priesterlichen Stand erwählen, beide im Laufe der Jahre zu hohen Würden gelangen, beide Johann von Nepomuk heißen und beide unter König Wenzel den Tod in der Moldau finden. Ihr Lebenslauf theilt sich folgendermaßen:

| | |
|---|---|
| Johann, geboren zu Nepomuk, Prediger an der Theinkirche, Domherr an der Prager Hauptkirche, ist Beichtvater der Königin Johanna. | Johann, geboren zu Pomuk, öffentlicher Notar, Domherr auf dem Wischehrad, Doctor des kanonischen Rechts, ist Generalvicar. |
| Die Canonisationsacte weiß von ihm viele Wunder zu erzählen. | Die Geschichte weiß von ihm keine Wunder zu erzählen. |
| Er erregt den Zorn des Königs, weil er die Beichte der Königin Johanna nicht verrathen will. | Er erregt den Zorn des Königs, der in der Abtei Kladrub ein Bisthum errichten will, weil er bei Erwählung eines neuen Abtes diesen ohne weiteres bestätigt. |
| Er erleidet den Tod in der Moldau 1383. | Er erleidet den Tod 1393. |
| Er findet sich im Kalender, aber nicht in der Geschichte. | Er findet sich in der Geschichte, aber nicht im Kalender. |

Die Annahme zweier Johanne hatte den Stempel unwillkürlicher Komik an sich.

Und doch liegt hier wohl eine Vertauschung zweier Johanne vor, wenn auch nicht gerade der Genannten. Auf die Frage, warum der legendarische Johann erfunden wurde, sagt Abl: Der 16. Mai wurde in dem Kalender der böhmischen Brudergemeinde als Gedächtnißtag Huß' angeführt. Die Bildsäule ist nur Copie der Hußstatue in Pankratz.

Der Cultus des Johann von Nepomuk ist ein Werk der Jesuiten.

Man konnte doch nicht Huß feiern lassen, da wurde das Andenken des Prager Märtyrers aufgefrischt. Es ging leicht:

Beide heißen Johann, waren Magister und Doctoren an der Prager Universität.

Huß war Beichtvater der zweiten Gemahlin Wenzels gewesen.

Beide waren mit Wenzel in nähere Beziehung zu bringen.

Davon weiß freilich Pater Zimmermann nichts.

So gut gemeint sein Büchlein war, erregte es großen Anstoß und wurde unterdrückt. Nur wenige Exemplare haben sich erhalten.

Seitdem schläft die Frage nach dem problematischen Heiligen; selbst Palacky weicht in seiner Geschichte Böhmens jeder Erörterung vorsichtig aus; nur Tomak im 3. Bande seiner Geschichte

der Stadt Prag erörtert die Thatsache ausführlich. Der Cultus der heiligen Persönlichkeit aber wächst und steigert sich mit den Jahren, deren jedes mehr Wallfahrer herbeiführt. Der Forscher, allein unter solchen Menschenwogen, sieht alle Anstalten zur Andacht, die Lichter und Lampen und geschmückten Altäre; in sich kann er es nicht verhindern, daß solche Feste ihn zu interessanten Schlüssen führen. Er sieht ja, wie die Entstehung legendarischer und mythischer Persönlichkeiten noch bis in die letzten Jahrhunderte reicht und somit vielleicht noch immer stattfinden kann. Thatsächlich verhält es sich mit dem wahren Johann von Nepomuk und seinem legendarischen Namensbruder wie mit gewissen Helden auf dem Gebiete der Poetik. Der Dichter kann zuweilen den Helden nicht so brauchen, wie die Geschichte ihn bietet, er versetzt Jahreszahlen, ändert Motive, legt ihm Ideen unter, welche ihm wirksamer scheinen, und so kommt es, daß wir manchmal, wenn das Werk geräth, zwei Persönlichkeiten, neben der historischen eine poetische, erhalten, und daß die poetische Persönlichkeit endlich die historische ganz in den Schatten drängt.

So existirt neben dem poetischen Egmont ein historischer, neben dem poetischen Don Carlos und Waldstein ein anderer geschichtlicher Don Carlos und Wallenstein, der jenem gar nicht einmal recht ähnlich sieht. Das heilige Offiz, das

den in die Moldau geworfenen Mann canonisirte, war auch ein solcher Dichter, der den Helden nicht so brauchen konnte, wie er vorlag. Einen Geistlichen zu canonisiren, weil er für die Superiorität der geistlichen Macht über die weltliche eintrat, das lag nicht im Ideenkreise des verflossenen Jahrhunderts, daher mußte das Motiv ein anderes werden und es wurde das Beichtgeheimniß substituirt. Was ist nun die Folge? Der Johann von Pomuk, der geschichtlich lebt, kein Wunder verrichtet und noch mit zwei Anderen den Tod gefunden, ist nun ganz zurückgetreten, sein Andenken erloschen, sein Name lediglich in Büchern vorhanden. Der Andere dagegen, der legendarische, ist wahrhaftig und im Bewußtsein der Menge lebend. Er lebt in Inschriften, Gebeten, Hymnen, Gemälden, Statuen, Universarien. Und wenn er auch in der Geschichte nie vorhanden war, im Kalender befindet er sich unbestreitbar und somit wohl auch im Himmel.

# Eine Jesuitenpredigt.

Das Gespräch hatte sich während eines großen Theils des Nachmittags um Rom und die Curie gedreht. Ein sanguinischer Freund, vorwiegend Gemüthsmensch, hatte sich der Weissagung vermessen: wenn auch nicht der jetzt regierende, so doch der nächste Papst — werde, im Gefühl, der Welt den Frieden zurückzugeben, mit einem neugebildeten Concil die Unfehlbarkeit zurücknehmen und abermals die Auflösung der Jesuiten decretiren. Wir dagegen hatten behauptet, das Papstthum, wie es heute ist, könne ebensowenig die Unfehlbarkeit wie die Jesuiten, seine Elitetruppen, entbehren und so waren wir gespannt und fast im Zerwürfnisse auseinandergegangen.

Als wir in der Dämmerung die Gasse hinabgingen, sahen wir durch die hohen gothischen Fenster einer Kirche Lichtschimmer, allerlei Männer standen vor der Thüre und auf den Stufen. Wir fragten, was es gebe, und erhielten die Antwort: ein Jesuitenpater sei als Missionsprediger da und halte heute

Abend wieder eine „Conferenz", „blos für Männer". In der Stimmung, die von unserem Gespräche noch nachklang, konnte ich nicht vorübergehen und trat ein. Eine Menge, deren Köpfe ich in der halben Dunkelheit kaum unterscheiden konnte, füllte die Räume, die durch ein paar Kerzen auf den Wandleuchtern weniger als nothdürftig erleuchtet waren. Bald erschien der Pater im weißen Chorhemd auf der Kanzel und der Vortrag begann.

Ich hätte es schwerlich besser treffen können. Der Jesuit — nicht etwa ein obscurer Name, vielmehr eins der bewährtesten und berühmtesten Rüstzeuge seines Ordens — legte die Standpunkte der neukatholischen Dogmatik mit einer Offenheit und Klarheit dar, die nichts zu wünschen übrig ließ.

Er begann mit einer gedrängten, aber schneidend scharfen Kritik der Evangelien. Selten habe ich noch von dem Complex von Schriften, die man das Neue Testament nennt, geringschätziger und despectirlicher reden hören — auf der Kanzel war es schier undenkbar! Er behandelte sie als eine Reihe zufällig zusammengerafften, fragmentarischer Aufzeichnungen, mit denen allein, wie er sich ausdrückte, „sauber nichts anzufangen sei". Das älteste der Evangelien, das des Matthäus, ursprünglich hebräisch geschrieben, sei etwa ein halbes Jahrhundert nach Jesu Tode erschienen, die beiden anderen Schriften der sogenannten Synoptiker, offenbar aus den niedrigsten Schichten der Gemeinde

hervorgegangener Persönlichkeiten, seien, wie immer klarer werde, compilatorisch einer gemeinsamen schriftlichen Quelle entnommen, die verloren gegangen. Noch mißlicher sehe es mit dem vierten Evangelium aus, das ganz fälschlich dem Busenjünger Jesu zugeschrieben werde, in Wahrheit aber das Werk eines im zweiten Jahrhundert lebenden Gelehrten sei. Und auf diese lückenhaften Compendien, diese durch Zufall erhaltenen Broschüren möchten die Protestanten das Gebäude christlichen Glaubens erbaut wissen, das die ganze Welt umspannen soll!

Aber war es auch wirklich, fuhr der Redner fort, Jesu Absicht, daß seine Lehre aufgezeichnet werde? Nirgendwo gab er den Auftrag dazu, er selbst schrieb nichts nieder, denn er wußte, daß das Wort vieldeutig und biegsam und vieler Auslegungen fähig. Es war ihm aber Ernst mit der Erlösung des Menschengeschlechts, blutiger Ernst, es lag ihm als Gottmensch daran, daß seine Lehre bis ans Ende der Welt gewahrt bleibe, und bis ans Ende der Tage in seinem Geiste da sei. Er mußte dafür sorgen, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwinden.

Die Evangelien allein, und gäbe es deren hundert statt vier, überhaupt Schriften allein, konnten diesen Zweck nicht erfüllen! Das vermochte nur ein mit übernatürlichen Gnaden ausgestatteter, in Wahrheit nie sterbender Nachfolger, dem ein

in Christi Geist fortwirkender Lehrkörper untersteht. Darum setzte der Gottessohn Petrus als seinen Statthalter ein und verlieh ihm übernatürliche Gaben mit dem Auftrage, sie weiterzugeben an seinen Nachfolger. Dieser Lehrkörper nun, der Papst an der Spitze, wirkt und lehrt heute noch mit denselben Gnaden wie am Tage der Einsetzung und verwaltet die Heilmittel der Kirche. Nicht auf Papier, das geduldig, auf Wort, das unsicher ist, wenn es berichtet, was durch vieler Mund gegangen und vieldeutig ist im Geiste der Menschen, baute Jesus seine Kirche, sondern auf die lebendige, jeden Tag vorhandene, greifbare, göttlich inspirirte und daher unfehlbare Autorität seines Nachfolgers.

Der katholische Lehrkörper vom heiligen Geiste erfüllt, getrieben, lehrt nun fort und fort und muß lehren, wie ihm anbefohlen wurde: gehet hin und lehret! Der Kampf mit einer dem Unglauben verfallenen Staatsgewalt ist da und muß immer erbitterter werden. Alle katholischen Priester müssen ihn aufnehmen. Die nicht mitthun, sind, um sich eines Ausdrucks der Schrift zu bedienen, jene faulen Hunde, die das ihnen anvertraute Haus schlecht bewachen.

Wer aber dem Priester widerstrebt, dem Episcopat Christi, dem vom Gottmenschen selbst zur Fortführung seiner Lehre und zur Ermöglichung seiner ewigen Zwecke eingesetzten Lehrkörper, der widerstrebt Gott selbst, „für ihn ist die Hölle da".

Dies in Kurzem der Inhalt des Vortrags. Ich muß gestehen, daß er mich frappirte. Man stellt sich aus der Ferne den Jesuitismus altmodisch, scholastisch, mittelalterlich vor und ist erstaunt, ihn mit den Resultaten moderner Bibelkritik vertraut zu finden. Das Erstaunen wächst, wenn man ihn die Quellen freier Forschung als Wasser auf seine Mühle leiten sieht. . . .

Während sich die Kirche langsam entleerte, hörte ich hinter mir einen der Hinausgehenden, es war noch dazu ein geistlicher Herr, der Pfarrer von Hellthal, zu seinem Begleiter sagen:

„So deutlich wie heute hab' ich es doch noch nie erklären gehört, wozu der Papst da ist. Freilich, freilich, wenn sonst gar nichts gilt, kann man ihn nicht entbehren!"

Und das Papstthum sollte sich je entschließen können, die Jesuiten aufzuheben, die sich mit seinen Interessen so identificirt haben?

# Fragmente aus Olympia.

## I. Am Vorabende.

(Esplanade. Garten mit Springbrunnen. Ein Gewühl von Spaziergängern wogt auf und nieder. Begrüßen, Wiedererkennen von vielen Seiten. Ab und zu ein „Hoch", vorübergehenden Notabilitäten gebracht. An runden Tischen Gäste; Kellner serviren.)

(Holm, Gutsbesitzer, in den besten Jahren, seine Frau am Arme, begegnet dem Baron Aaronsohn mit Gemahlin.)

Baron (den Hut ziehend): Was sehen meine Augen! Herr v. Holm und seine reizende Gemahlin — (als Holm mit dem Wiedererkennen zögert) zuletzt in Reichenhall —

Holm (rasch, gutmüthig): Allerdings, allerdings!

(Gegenseitiges Händeschütteln.)

Baronin (zu Frau Holm): Also auch hier in Deutsch-Olympia?

Holm (mit einem Seufzer, übrigens jovial): Ach ja, auch hier. Meine Frau befand sich ganz wohl auf unserem stillen Landsitz. Auch an guter Musik fehlte es nicht. Aber die Mode ist mächtig und wirkt epidemisch. Meine Frau wurde plötzlich An-

hängerin der neuen Schule und hatte keine Ruhe, bis sie die Patronatsscheine in ihrer Cassette fand....

Emilie: Es war mein sehnlichster Wunsch, das Titanenwerk moderner Tondichtung kennen zu lernen. Guter Karl —

Baronin: Wer möchte versäumen, was wiederkehrt vielleicht alle hundert Jahre? Sie werden bekehrt werden, Herr v. Holm. Jeder wird hier bekehrt. Die Vorbereitungen sind ungeheuer. (An Baron Rosenstein, der neben ihr steht, sich wendend): Sie haben ihm ja auch verziehen die Broschüre, über die Sie so empört waren?

Baron Rosenstein: Mein Gott, schimpf' ich ja selbst auf die Juden!

Baron Aaronsohn (geschwätzig zu Holm): Wenn Sie nicht würden machen solche Sachen, schätzbarster Herr v. Holm, wüßten Sie nicht, wohin mit Ihrem Geld. Man ist sich das schuldig. Und ich sage öfter zu meiner Frau: Wer hier ins Theater gegangen ist, braucht dann über Jahr und Tag nicht mehr zu hören eine Oper. Er hat auf lange genug. . . . Ach, was bin ich doch für ein besonderer Verehrer von dem großen, großen Mann! In einer Oper von ihm kann ich sitzen stundenlang und vergleichen die Musik mit dem Textbuch, und Alles paßt und stimmt wie ein Contocorrent. Wenn es heißt: Pferd, so trappelt es und man hört im Orchester einen kleinen Galopp; heißt es: Vogel, so pfeift es; heißt es: Donner, so donnert es; heißt

es: Feuer, so prasselt es. Niest Einer — Sie werden es morgen hören — so niest es auch in der Musik. Was ein ungeheurer Fortschritt gegen die Kunst von die früheren Meister!

Baronin (indem sie die Gesellschaft zum Gehen einladet): Und mich hat er gewonnen durch seine urgermanische Richtung. Als Mädchen schon habe ich geschwärmt für reckenhafte Gestalten und blonde Bärte. Meine Tochter hat müssen Elsa heißen, und jetzt — bin ich ganz Nibelungenlied . . . .

(Die Gesellschaft zieht vorüber. Beowulf, aufgeregter junger, langhaariger Musiker, trifft auf die Arm in Arm daherkommenden Fasolt, Fafner und Gerdel und stellt sich grotesk vor ihnen auf.)

Nu, das ist famos. Rhein, Donau und Ostsee beisammen! Ist das ein Dreiklang! Drei bessere Kerle konnte der Teufel selbst nicht zusammenführen. Seit wann kennt ihr euch denn?

Fasolt (pathetisch): Eigentlich von aller Dinge Uranfang an, (prosaisch): seit einer Stunde.

Beowulf: Im Buffet bekannt geworden?

Fafner: Im Buffet. Gemeinsamer Cult und gemeinsamer Trunk verbrüdern schnell.

Beowulf (zu Gerdel): Nu, was sagst du? Bist doch auch in der letzten Probe gewesen?

Gerdel: Bin jeder Zoll Bewunderung.

Fafner: Götterdämmerige Anbetung.

Beowulf: Ja, das geht über Alles, was man sich gedacht. Rein um sich die Haare auszuraufen! Seht Kinder, es giebt sonst gar nichts.

Ich könnte oft vor Entzücken in die Partitur hineinheulen wie ein Kind ... Himmel voll Geigen! Man begreift gar nicht, wie Holz, Darm, Haar das zuwege bringen.

Gerdel: Riesig. Mächtig. Colossal. Das nenne ich die Sprache der deutschen Götter! Ja freilich, wenn jeder Gedanke so seine fünfundzwanzig Contrabässe oder fünfzig Geigen hinter sich hat ...

Beowulf: Und da paßt auf, Jungen (auf einen älteren grauen Mann zeigend): Nach der Photographie der leibhaftige Hagen. Ich weiß, er wurde heute noch erwartet.

Gerdel (den Hut schwenkend): Ein Hurrah dem Verfasser der „Streitschriften". — Er ist es!

Beowulf: Gestatten Sie, verehrter Mann —

Fafner: Gieb dir keine Mühe, er ist total taub.

Gerdel: Was taub? — Und doch? —

Fafner: Einer der Unserigen mit Leib und Seele. Immer mit der Partitur. Nimmt die feinsten Nuancen wahr. Hat durch den Willen einen zweiten Gehörsinn in sich entwickelt.

Fasolt: Alle Teufel!

Fafner: Philosophisch ganz gut erklärbar. Ja, Jungen, total taub, dabei aber der raffinirteste Schwelger in Tonfarben.

Hagen (sein Hörrohr hervorziehend): Ja, meine Herren, eigenthümliche Geschichte. War mit achtzehn Jahren schon musikalisch, und — ich sage es offen — gegen die jetzige Richtung eingenommen. Eine

Explosion bringt mich um das Gehör, und — ich bin ein verlorener Mensch. Lebendig todt. Da — nach Jahren und Jahren — führt mich der Zufall in ein Musikdrama des Meisters. Ich wollte nur die Ausstattung sehen. Leute, was sagt ihr? Ich, der den vorüberfahrenden Wagen nicht hörte — höre diese Musik, notabene nur diese — partienweise. Da wird Saulus zum Paulus — Dankbarkeit, neues Geschenk des Lebens treibt mich dem Meister zu. Er lebe!

Beowulf: Er lebe! Das werde beim vollen Glas besiegelt.

(Die Gesellschaft nimmt an einem der benachbarten Tische Platz. Holm und Skanderson, dessen Freund, sind inzwischen im Gespräch herbeigekommen und bleiben unfern der Gruppe stehen.)

Holm: Sie finden eigentlich hier nichts groß, als den praktischen Sinn und den unerschütterlichen Willen, den ein solches Unternehmen mit Vereinigung aller Kräfte ins Leben ruft?

Skanderson: Abstract genommen, ja. Doch wie sollte ich Kraft loben, auf solchen Inhalt gerichtet? Noch einmal betone ich es: Die echten Musen sind keusch; keusch, ursprünglich, stolz. Sie verschmähen Toilettenkünste, jede bleibt in ihrem Wesen, jede gibt nur sich selbst, keine borgt von der andern. Was sagten Sie zu einem Maler, der den Eindruck seiner Bilder durch bengalisches Licht erhöhen möchte, zu einem — Phidias, der seine Figuren bei Musik

zeigte? Und hier? Die Musik im Bunde mit Decorations-Malerei, Ballet, Pyrotechnik! Und diese mit allem denkbaren Trödel behangene Kokette nennt sich die deutsche, die echtdeutsche Muse! Sehen Sie, das empört mich, das bringt mein Blut zum Wallen —

Holm: Weniger laut, Freund. Die Gesellschaft dort wird nachgerade auf Sie aufmerksam.

Skanderson (fortfahrend, ohne ihn zu beachten): Und die Musik! Dieses formlose Ganze, aus zusammengebackenen rhythmischen Einzelphrasen, Leitmotive genannt, bestehend, dieses Convolut harmonischer und unharmonischer Wendungen... nein, was sich in keine Form schließt, ist für mich absolut nicht da. Eine einzige schöne Melodie, ein schöner aus der Seele quellender musikalischer Gedanke —

Beowulf (aufspringend, höhnisch): Sie wollen eine Melodie? Eine Arie à la Donizetti oder Bellini, gepfiffen à la Patti? Halten Sie sich einen Dompfaffen im Käfig, der wird Ihnen Melodieen pfeifen!

Gerdel: Seien Sie froh, junger Mann, daß Sie von der Melodie erlöst sind. „Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen?" „O du mein lieber Auguftin." Ja, junger Mann, die Melodie ist hin.

Skanderson (ruhig zu Holm): In diesen Köpfen, sehe ich, ist eine totale Sonnenfinsterniß eingebrochen. Ich sage Ihnen, meine Herren, Ihre Riesen und Zwerge, Nixen und durchs Sprachrohr singende Drachen sind für Kinder und Narren da —

Beowulf: Herr —

Skanderson: Ich bin für mein Geld hier — in einem Dachstübchen untergebracht, als unbestochener, unabhängiger Beobachter — und kann denken, wie ich will.

Gerdel: Gedankenfreiheit ist Ihnen unbenommen, reden dürfen Sie nicht so.

Skanderson: Wenn Sie reden dürfen, werde ich es auch können. Sie werden es mir nicht untersagen.

Fafner (sich erhebend): Und wer gibt Ihnen das Recht, solchen Werken gegenüber Ansichten zu haben? Wie dürfen Sie über Dinge, die so weit über Ihren Horizont gehen, sich ein Urtheil herausnehmen? Wollen Sie Ihre Spatzenseele solchen Geistescolossen gegenüber in Anschlag bringen? Wenn Sie etwas an diesen Werken nicht verdauen können, wird es an Ihrem dyspeptischen Magen liegen.

Fasolt: Ja, und hier herrscht überhaupt nur Eine Meinung. Wer hier den Einklang der Gemüther stört, wird, kurz gesagt, hinausgeworfen.

Alle: Hinaus! Hinaus! (Sie drängen drohend gegen Skanderson und Holm vor.)

Skanderson: Wollen Sie Spectakel anfangen? Ich fürchte mich nicht!

(Als der Lärm aufs Höchste gestiegen, erscheint der Meister. Er ist im Sammetrock; großes altdeutsches Barett auf dem Kopfe. Er kommt langsam, feierlich daher. Allgemeine Stille.)

Meister (groß, bedeutsam): Ich gebiete Ruhe. Habe ich schöpferisch alle Nationen in meinem Hause vereinigt — den Deutschen dem Franzmann, den Sohn der Puszta dem Russen verbrüdert, Kunstsöhne aller Weltgegenden in meinen Dienst berufen, gehorsame Elemente meines Genius zu sein, daß jetzt, in vorletzter Stunde, Mißton die allgemeine Harmonie störe? (Im Kreise der Seinigen herumblickend): Quos ego!

(Die Schüler verbeugen sich tief und stumm. Holm und Skanderson entfernen sich.)

Der Meister: Ueber die Farbe meiner Intentionen wird kein Vernünftiger mehr in Zweifel sein können. Die Narren auf eigene Faust laßt laufen, ihre Privatansicht ist bedeutungslos. Schon hält das universale Musikfest der Gesammtanschauung die Maske furchtbar tragischen Ernstes entgegen. Auf Wiedersehen morgen!

(Er thut einige Schritte vorwärts. Alles weicht zurück. Pause des Gemurmels. — Der Meister majestätisch ab.)

## II. In der Werkstätte.

(Des Meisters Arbeitszimmer, als Tempel des Selbstcultus eingerichtet. Große Pracht. Porträts, Büsten des Meisters und Figuren aus seinen Werken allenthalben auf altarartigen Consolen aufgestellt.)

Der Meister (eine Partitur auf dem Pulte aufschlagend): Tag und Nacht keine Ruhe. Millionen Dinge im Kopfe und dazu noch componiren

müssen. . . . Es geht nicht anders. Die Festcantate, mit der sie mich überraschen wollen, entbehrt jedes Schwunges. Es bleibt nichts übrig, als sie mit möglichster Schnelligkeit verbessern, das heißt: die Sache selbst machen. Nur wenn ich sie selbst dichte, wird sie mir genügen können. An die Arbeit!

(Er setzt sich und springt gleich darauf wieder empor.)

Gibt's etwas, das prosaischer wäre, als solch ein heller, klarer Morgen? Er gibt mir nur das Gefühl der Leere. Bei solchem prosaischen, alltäglichen Tageslicht componire ein Anderer! Steige hernieder, magische Dämmerung!

(Er zieht die Vorhänge zu. Es wird finster. Er zieht an einer Schnur, eine Ampel schwebt in die Mitte des Gemachs herab. Auf dem Pulte entzünden sich zwei Armleuchter.)

Diese Vorrichtung, eine Spende meines erhabenen Patrons, ist allerliebst. Dies milde Silberlicht hebt, glättet, beschwichtigt. (Schreibt.) Nein, es geht nicht. Vergebens beschwöre ich den Geist der Töne. Ich soll Pracht ausdrücken, große Entfaltung, und diese Lichter sind kümmerlich. Ein Flammenkreis strahle mir von der Decke herab!

(Er zieht eine Schnur, ein Kronleuchter steigt herunter.)

So, nun verweilt, hohe Accorde! Mindestens so lange, bis ich euch banne, festhalte. Ich soll Jubel malen, in Verklärung übergehend. Mehr Licht, mehr Licht! Die Flammen sollen sich in

Kryſtall vervielfältigen — ein Funkenmeer umwoge mich . . .

(Er berührt einen Knopf. Wandſpiegel fliegen auf.)

So iſt's recht! Jetzt fühl' ich meinen Genius, jetzt banne ich dich, in mir wohnender Geiſtergeſang. (Schreibt.) Nicht ſo ſchnell . . . Laßt mir Zeit!

Geht es? Ja, ich glaube, es geht. Doch ich brauche das befreiende Gefühl des Schwebens, des Emporſteigens! Ikarusflügel, empor! empor!

(Er eilt an einen Apparat. Man vernimmt das Arbeiten einer in der Wand verborgenen Maſchinerie. Das ganze Arbeitszimmer beginnt langſam emporzuſteigen.)

Der Meiſter (an das Pult eilend): Herrlich, herrlich. Unübertrefflicher Dädalus! So ſchraubt man ſich empor, ſo ſchafft man ſich Schwingen. Hinan, hinan! Excelſior!

(Als die Aufzugmaſchine ſtillſteht): Hoch bin ich, hoch! Verlöſcht, Lichter! Ich will in die Klarheit hinausſchauen. Ein Blick von der Höhe labt.

(Die Lichter verlöſchen, er ſchlägt das Fenſter auf. Am offenen Dachfenſter des gegenüberſtehenden Hauſes ſteht Skanderſon.)

Skanderſon (ohne den Meiſter gewahr zu werden, ſingt):

Ich brauch' nicht Gold, nicht Edelgeſtein,
Ich brauch' nicht Spiegel und Kerzen,
Die Welt iſt helle überall,
Tagt es nur recht im Herzen.

Meister (zurückfahrend): Ha, der verdammte Kerl von gestern! Daß dich der Teufel — — (er wirft das Fenster zu und gibt der Maschinerie einen Fußtritt. Das Arbeitszimmer fährt mit Gepolter in die Tiefe.)

Wieder unten. Die Maschine taugt nicht viel. Veraltet. Ich will über etwas nachsinnen, der Grotte von Capri ähnlich. Blaues Licht, metallisches Wellenspiel. Das wäre vielleicht etwas. (Es klopft.)

Nicht eine Viertelstunde hat man für sich. (Geht an die Thür und öffnet.) Was gibt's denn?

Schüler: Trotz ausdrücklichen Verbots mußte ich stören. Diese Depesche —

Meister (das Couvert aufreißend): Vom Monarchen .... (Nach einer Pause verdrießlich:) Er trifft heute ein, verweilt aber nur einen Tag!

Schüler (die Hände zusammenschlagend): Nur einen Tag! ... O diese Großen!

Meister: Es wäre thöricht, darüber des Längeren zu klagen. Hören Sie. Veränderte Lagen erfordern andere Dispositionen. Erstlich: Es wird heute nebst dem Vorspiel noch die ganze erste Abtheilung in Scene gehen. Und wenn es zwölf Stunden dauern sollte! Zweitens: Der gute Magistrat hat die mir zugedachte Ueberraschung schon heute in Scene zu setzen. Hier (übergibt die auf dem Pulte liegenden Blätter) der Festgesang! Die dritte Anordnung ist nicht die unwichtigste. Die Hausfrau rüste schon für heute ein größtes, allergrößtes

Souper, alle Leibeigenen mit Champagner tractiren. Alle Reptilien. Alle! Gehen Sie.

Schüler: Ich eile, die Anordnungen des Meisters ins Werk zu setzen.

## III. In der Vorhalle.

(Die Vorhalle des Theaters splendid beleuchtet. Ueber den Platz daher kommt Holm und nimmt auf einer Treppenstufe Platz.)

Holm (sich die Stirne trocknend): Hieher will ich mich setzen. Ich bin erschöpft, der Kopf ist zerschellt, durch diese Exaltationen bin ich völlig unfähig geworden, noch irgend einen Eindruck in mir aufzunehmen.... An diesen alten Göttertag will ich denken! Zum erstenmale im Leben Zank mit Emilie, weil ich fort wollte — fort mußte.

Merkwürdig aber, welche Stimmung sich in uns entwickelt, wenn wir es, zwischen Fremde eingekeilt, gegen unseren Willen in uns aufnehmen sollen, was uns pervers erscheint.... Das Buch, das wir nicht mögen, werfen wir weg; aber stundenlang als Gefangener sitzen und anhören müssen, wogegen wir uns sträuben — daraus entwickelt sich ein eigener Fanatismus.... Doch — kurz und gut, trotz ihrer und Anderer zornigen Blicke — ich mußte hinaus.

Da wäre ich. Heil dir, himmlische, vom Lärm erlösende Stille! Wehe um mich, reinige meine Ohren von allen erlebten Dingen und mache

sie bald wieder fähig, Musik zu vernehmen. Und du, toller Dämonenspuk, in einem überreizten Hirn geboren, verlaß mich bald, daß ich die Wirklichkeit des Lebens wieder empfinde . . . .

Wie es nur Emilie oben aushält? So oft wieder Eine ohnmächtig herausgetragen wurde, trieb's mich über den Platz her: ob sie es wäre? Eine davon war die arme Baronin Aaronsohn. . . . O Emilie, Emilie! — wenn ich mir denke, daß sie vollends eine Anhängerin der neuen Musik-Religion werden könnte. . . . Ich würde den Gedanken an Scheidung ins Auge fassen müssen. . . .

Skanderson (hinzutretend): Ha, ha, auch zu feig, bis ans Ende auszudauern? Freund, ich bin guten Muthes. Die Walpurgisnacht leitet helle Tage ein. Wir werden jetzt bald zur Natur zurückkehren dürfen.

Holm: Sie meinen? Doch hören Sie — das Stück muß zu Ende sein.

(Man vernimmt ein verworrenes Getöse; der Lärm des allgemeinen Aufbruchs, der sich fortwährend steigert, wird vom Rufe: „Der Meister hoch!" unterbrochen. Eine Masse Menschen wälzt sich heran.)

Stimmen von allen Seiten: Der Meister hoch! Triumph! Triumph!

Holm (seine Frau erblickend): Auch ich rufe Triumph!

Emilie: Du hast leicht reden. Hier draußen, Böser, hast du dir die Musik angehört?

Holm: Und sollte doch als Gatte Leid und

Freud mit dir theilen? Kind, es war noch draußen genug zu hören. — Wie geht es dir?

Emilie: Ich habe für acht Tage Migräne.

Holm: Ich weiß ein Mittel dagegen. Das Largo aus Haydn's XIII. Symphonie. Was meinst du?

Emilie: Ja, vierhändig, daheim.

(Der Meister, von seinem engeren Hofstaate umgeben, erscheint.)

Stimmen: Der Meister hoch! Er wird sprechen —

Meister: Wir haben dem Genius des Jahrhunderts das ihm gebührende künstlerische Opfer dargebracht. Ich bin mit Ihnen zufrieden!

(Händeklatschen, Blumenwerfen der Damen.)

Beowulf (der Dichter, vortretend): Gestatten Sie eine Ansprache, Größter der Sterblichen.

Meister: Reden Sie!

Beowulf:

Baldur, der Bildner,
Der Beweger,
Kam in Hropt's Wohnung
Von Molthinur
Runen kiesend,
Golden Gebälk
Im hohen Gimle hochaufrichtend,
Glück genießend,
Gewaltiges gebend,
Giftige Nattern
Glänzend, gleißend,
Allbesiegend,
Allbezwinger,
Sonn' überstrahlend,
Söhn' ansetzend,
Im hohen Windheim —

Der Meister (einfallend): Sehr gut, sehr gut. So vernünftig hat man mich schon lange nicht gelobt.

Beowulf: Nur schüchtern und unvollkommen habe ich überwallenden Gefühlen Ausdruck zu geben versucht —

Meister (ihn auf die Schulter klopfend): Freilich, freilich.

(Alles weicht zurück. Der Monarch kommt langsam die für ihn reservirte Treppe herab.)

(Gemurmel:) Er wird sprechen. (Allgemeine Spannung.)

Monarch (huldvoll): Sehr contentirt gewesen. (Ab.)

(Es treten von der andern Seite die Abgeordneten des Stadtrathes ein.)

Der Bürgermeister: Unsere Stadt — glücklich, hochgeehrt im Besitze des Mannes — der — der —

Meister: Weniger Befangenheit, bitte ich, und größere Klarheit!

Bürgermeister: — hat beschlossen, ihrem großen Mitbürger eine Statue auf dem Platze — seiner Siege aufzustellen. Eigentlich — ist sie schon da — und wird jetzt enthüllt werden.

Meister: Freut mich, ist mir lieb wegen des Verfertigers.

Bürgermeister (fortfahrend): Damit noch in den spätesten Tagen —

Meister (einfallend): die wir hoffentlich noch erleben. Doch, kurz und gut, ich danke Ihnen. Gratuliren Sie dem Bildhauer; wie der Sperling, der sich auf des Adlers Schulter setzte, fliegt er mit in die Unsterblichkeit. (Er entläßt den Magistrat.)

(Alle Blicke wenden sich nach dem Platze. Von der Bildsäule des Meisters fällt die Umhüllung. Bengalisches Licht. Die ersten Töne des Festgedichtes erklingen.)

Der Erste des Hofstaates: Der Giganten- und Titanenkampf unseres Jahrhunderts ist ausgekämpft. Die Götterburg steht fest für alle Zeit und im Besitze des Genius!

Der Meister: Das wäre der erste Tag. Steigern sich an den weiteren Ehre und Beifall gleichmäßig, darf ich zufrieden sein.

# Reisebilder.

# Winterfahrt durch Graubündten.

Ueber dem Bodenseegebiete liegt der Nebel weiß, eintönig und verhüllt dem Blicke die mächtige Säntiskette. Auch die Appenzeller Vorberge sehen nur wie durch einen Schleier herüber, kaum daß man erkennen kann, was Wald, was Wiesenabhang. Schon seit Wochen dringt die Sonne selbst in den Mittagsstunden nicht durch diesen Vorhang und ist nur wie ein Oelfleck auf einem weißen Bogen Papier zu sehen. Das ist nun einmal die unselige Eigenschaft des Winters in der Nähe großer, ausgedehnter Wasserflächen. Bis in das Rheinthal dringt das Nebelmeer. Das alte schwarze Feldkirch in seiner Felsenge ist ganz in einer wüsten Dunstschicht versunken; wie ein Felsenriff aus einem Binnensee taucht die alte Montfort'sche Schattenburg empor und entzieht sich sofort dem Blicke. Naßkälte dringt durch die dichten Kleider und mißmuthig schaut der Reisende aus der Coupé-Ecke auf die einförmige Fläche, die ihn rechts und links mit tannenbewaldeten mächtigen Bergen einschließt.

In Buchs ist man in einem weiten, weiten Bogen auf die Schweizer Seite gekommen. Es hellt sich ein wenig auf. Das uralte Städtchen Werdenberg und der mächtige Würfel dabei, das Stammschloß der ehemaligen Grafen dieses Namens, blickt von der Höhe herab; hier saß der Sage nach jener Graf von Werdenberg, der die Prinzessin von Portugal heirathete. Immer großartiger wird die Gegend. Man befindet sich in einer weiten Thalebene, die von zwei ungeheuren Höhenzügen, der Alvierkette einerseits, den drei Schwestern andererseits eingeschlossen ist. Vaduz mit seinem Schlosse erscheint, über das ganze Fürstenthum Liechtenstein geht der Blick. Ragaz mit seinen großartigen Neubauten liegt verwaist da, kaum ein paar Personen in dem im Sommer so besuchten Curorte. Man erkennt den Felseinschnitt der Tamina, an dessen Ende das wunderbare Bad Pfäffers liegt.

Heller und heller wird es, die Bodensee-Nebel werden dünner, je höher man den Rhein hinaufkommt, und so gelangt man gegen Zehn bei Sonnenschein nach Landquart, das, nur eine kurze Strecke von der alten Bischofsstadt Chur entfernt, in einer sumpfigen Ebene daliegt.

Hier beginnt unsere Reise. So lange es anging, ist der Wagen benützt worden, jetzt hat man den sechssitzigen Kutschkasten auf die Kufen eines starken Schlittens gesetzt. Vier Pferde werden vorgespannt. Andere gewöhnliche Schlitten ersetzen die

Beiwagen. Der Conducteur ist ein Fünfziger, sein wettergebräuntes Gesicht ist das eines alten Condottiere. Beim ersten Blick traut man ihm Besonnenheit und Muth zu. Anstrengungen und Gefahren sind ihm wohlbekannte Dinge. Er ordnet vorsichtig das leichtere Gepäck auf der Höhe des Kutschkastens und bringt das schwerere auf einem Schlitten unter, der dem Hauptschlitten angehängt wird.

Wiewohl der Reisende im leichten offenen Schlitten weniger Gefahr läuft, strebt doch Alles, in den großen Kutschkasten zu kommen. Der Eine schlüpft in seinen Fußsack, der Andere zieht seine Faufthandschuhe und Pelzstiefel an. Der Kutscher sitzt schon auf dem hohen Bocke, der Conducteur schwingt sich ihm nach, und fort geht es. Die Kufen knirschen auf dem noch spärlichen Schnee.

Die schnurgerade Straße führt vorerst durch ein ödes, verwüstetes, mit Geröll und magerem Gebüsch bedecktes Gelände, man gelangt nach Grüsch. Die Landschaft, bisher fast schneefrei, erhält hier ihr weißes Kleid. Hohe Felsterrassen steigen empor, hier und dort klebt das letzte Trümmerstück einer Burg am Felsen.

Die Straße tritt zwischen enge Felswände ein. Ein Wasserfall, der über eine ungeheure Wand platt herabgeht, ist ganz erglast. Ueber deren schwarzbraune Felsen hängt ein ungeheurer Mantel durchsichtigen Krystalls, von dem Diamant-Fransen

herabhängen. Sie blitzen eben in der Mittagssonne. Einzelne Wellen haben sich in klafterlange Glassäulen verwandelt, die von Wurzeln und niederhangenden Baumästen umrankt sind und jetzt triefen und funkeln.

Je höher wir steigen, desto höher liegt der Schnee. Die Straße ist bewundernswürdig, ein früherer Maulthier- und Saumroßsteig, hoch und gefahrvoll über Wildbächen und Felsabstürzen gezogen, ist jetzt zur Kunststraße geworden, auf der Armeen ohne Hinderniß marschiren könnten. Wie lange ist's doch her, daß Albrecht v. Haller schrieb: „Ueber die Alpen geht kein Rad!" Unfern Jenatsch begegnet uns die von Davos kommende Post — wir können im vollen Laufe aneinander vorüberfahren.

Klosters, ein ansehnliches Dorf, der Hauptort des Prättigäu, wird gegen 4 Uhr erreicht. Wie es doch Menschen gibt, die es in solcher Gegend, wo der Winter fast drei Viertel des Jahres währt, aushalten! Die mit Schindeln bekleideten Häuser drängen sich aneinander, wie um es wärmer zu haben, aber wie sollen die kleinen Fenster, die dem Manne an der Arbeitsbank Licht geben wollen, ihren Zweck erfüllen? Im Sommer allerdings, wenn ringsum Alles grün ist und das Vieh auf den Matten weidet, mag es hier schön sein — doch wie lange währt der Sommer! Jetzt ist Alles weiß; dräuend blicken die schwarzen Felsgrate auf den weiten

Thalgrund nieder — von der Ferne schauen die Vermuntgletscher in kalter Majestät herüber.

Vor dem Gasthause, das zugleich Post ist, halten die Schlitten. Die Pferde rauchen förmlich, der Postknecht wirft ihnen die Decke über und führt sie in den Stall. Kein Hausknecht erscheint, der Wirth begrüßt uns, man muß sich selbst aus dem Wagen helfen. Außer ein paar Sperlingen, die auf dem Brunnen saßen, der eine merkwürdige Stalaktitenbildung zeigt, und die jetzt heranflattern, einige Körner aufzupicken, die aus einem Futtersack gefallen, ist kein Bewohner von Klosters auf der Straße.

Wir treten in die niedrigen Gastzimmer ein, von denen das eine zugleich als Wohnstube dient. Die Wände sind mit dem Holze des Arvenbaumes getäfelt. Der gewaltige Ofen strahlt eine freundliche Wärme aus; wir treten sofort an ihn heran, um uns vom Froste einigermaßen zu erholen. Es duftet nach Bratwürsten; auch Kaffee und Warmbier, Wachholder und Cognac kann man haben. An einem langen Tische, der fast die ganze Breite der Stube einnimmt, sitzen mehrere Gäste. Einer derselben erzählt von einem Unglücke, das sich auf der Paßhöhe gegen das Schlapinathal hin zugetragen. Dort, wo der Weg eine plötzliche Wendung macht und ein schwarzer Steinhaufen aus dem Schnee hervorragt, wurden die armen Weiber mit Körben auf dem Rücken erfroren gefunden.

Sie wollten mit Schmuggelwaaren nach Gaschurn ins Oesterreichische.

Die Sache erweckt wenig Interesse, und der Erzähler stopft sich eine frische Pfeife.

Nun ist wieder eingespannt. Welch wackere Pferde! Ihre Augen sind so lebhaft, sie bewegen die Ohren und haben die Nüstern weit geöffnet. Sie wissen, daß sie ein hartes Stück Weges zu bewältigen haben.

Und so ist's in der That. Jetzt in gewaltigen Windungen, jetzt in kurzem Zickzack geht die Straße die Klosterser Stütz hinan, den waldigen Guwwall, welcher Prättigäu von Davos trennt. Endlich, endlich ist man auf der Höhe. Es dunkelt bereits, aber der Mond ist aufgegangen. Ein ungeheurer Thalkessel, um den herum rauhe, graue, zerrissene Bergriesen einen Wall bilden, liegt vor uns. Manche dieser Bergriesen sind breit und wuchtig, andere, wie das Jacobshorn, phantastisch zugespitzt. Auf dem untern Theil der Berge liegen Wälder mit mächtigen Einrissen. Die Tannen dort haben einen ewigen Kampf mit den Elementen zu bestehen, sie bewahren noch ihre starre Haltung, aber ihre Reihen sind gelichtet. Manche Wände bieten das trostlose Bild völliger Verheerung. Am Eingange liegt ein See, der neun Monate im Jahre, sage neun Monate, zugefroren ist.

Weit, weit zerstreut, wohl auf eine halbe Stunde Weges, liegen die Häuser von Davos. Palastartige

Hotels glänzen mit hundert erleuchteten Fenstern. Hier bringt eine Krankencolonie, die vielleicht mehr als tausend Personen zählt, den Winter zu und hofft von der Hochgebirgsluft Besserung. Schrecklicher Irrthum, von gewissenloser Reclame genährt! Man behauptet, die dünne Luft erleichtere den Athmungsproceß, in Wahrheit zeigt sich das Gegentheil. Die Lunge muß in diesen Regionen, um die gleiche Menge Sauerstoff zu erhalten, schneller athmen, als in den tiefen Regionen, und das greift die geschwächte Lunge verderblich an.

Doch genug von diesem entsetzlichen Orte, über den gelassen zu schreiben ich nicht im Stande wäre ...

Wieder im Kutschkasten, der auf Schlittenkufen ruht, geht es am andern Morgen weiter. Nur eine alte Frau, mit der ich jedoch nicht reden kann, weil sie nur Romanisch versteht, macht die Reise mit, aber Frachtstücke gibt es vollauf, denn Fleisch und Gemüse und noch hundert andere Dinge müssen den Orten hier von ferne zugeführt werden. Eine seit 1867 dem Verkehr übergebene Poststraße führt durch das Fluela- oder Flögiathal, in diese lenken wir ein. Man fährt um Sieben ab, es dämmert kaum, sofort erlebt man ein wunderbar prächtiges Schauspiel. Der Scheitel eines mächtigen Schneebergs ist plötzlich wie mit einem Strom von Rosa übergossen. Im nächsten Momente flammt ein zweiter auf, ein dritter und vierter; zehn mächtige Dome erglühen, rosafarbene Licht-

ströme scheinen die Bergwände herabzufließen. Es dauert nur einige Minuten. Der Tag tritt ein, die sanft rosigen Wellen verschwinden; starr, todt und kalt, in weiße Grabtücher gehüllt, stehen die Bergriesen wieder da, die einen wie Silber leuchtend, die anderen im stumpfen Weiß der Kreide.

Hier, Reisender, blick' umher! Hier herrscht der Winter, der Bruder des Todes, in unbestrittener Macht. Es ist, als wolle er mit seiner Schneeschaufel alle Klüfte ausfüllen, aber das gelingt ihm doch nicht. Verschwunden sind Matten und Flur. Rings das furchtbarste Schweigen! Kein Vogel nimmt seinen Flug über die weiße Fläche, kein Thier erscheint am Saume des blaugrünen Forstes. Jedes Geräusch ist todt: das Schweigen der Natur wechselt nur mit furchtbarem Donner, wenn die Lawinen niedergehen.

In diesen Gegenden war noch vor einigen Jahrzehnten der Bär zu Hause; es ist noch nicht so lange her, daß man von der Rathhausmauer in den größeren Ortschaften die Bären- und Wolfsköpfe, die dort angenagelt waren, zu entfernen angefangen hat. Heute noch wird hier viel erzählt von kühnen Jägern, die es besonders auf den brummenden Mutz abgesehen. Einer der kühnsten — ach, ich habe seinen Namen vergessen — saß unfern von Sils-Maria. Eines Tages beschlich er mit mehreren Freunden ein Bärenlager, wo es junge Brut gab — er hatte sie einem Bärentanzmeister

aus dem Veltlin versprochen. Die Begleiter stellten sich am Fuße des kaum ersteigbaren Felsens auf; er, seiner oft erprobten Büchse trauend, klettert hinein. Schon am Eingang der Höhle stürzt sich die ergrimmte Wöchnerin auf den Schützen. Er schießt — er fehlt. Um die Bärin in Schreck zu erhalten, bleibt er im Anschlag liegen — die Bärin entreißt ihm sein Gewehr und faßt seinen rechten Arm. Was bleibt dem Schützen zu thun übrig? Nur das Desperateste! Er schwingt sich auf die Bestie, sattelt sich fest auf ihrem zottigen Rücken und tractirt sie wie ein Roß. Er ergreift beide Ohren des Thieres und beißt sie mit den Zähnen. Das Thier, entsetzt über den ungewohnten Reiter, jagt in Schrecken und Raserei davon, den Abhang herunter. Je wilder es dahinfährt, um so fester sitzt der Reiter.

Die Leute unten, die ihren Führer auf der braunen Bestie dahinjagen sehen, folgen ihm mit den Augen. Helfen kann ihm Niemand. Aber ist er es auch? Ist das nicht ein Hexenmeister, der in der angenommenen Gestalt dahinfährt?

Wilde, entsetzliche Jagd, die Schluchten hinab und wieder hinauf, bald gradaus, bald quer durch Busch und Tann. Eine rothe Fährte ist auf dem Schnee gezeichnet. Die Bärin wird endlich müde, aber der Bärenreiter ist es auch. Sein Entsetzen wächst, als das Thier gerade auf einen Abgrund losfährt; er sieht sein Ende unausweichlich vor

sich. Er läßt sich nach hinten ausgleiten — die scheue Bärin braust weiter.

Der Jäger rafft sich auf, kehrt aber noch um — zur Bärenhöhle. Da spielen die Kleinen ganz ausgelassen in Abwesenheit der strengen Mama. Der Jäger nimmt sie, trägt sie davon. Er kehrt zu seinen Freunden zurück, deren Schrecken der Freude weicht. Seine Wunde heilt; er heißt seitdem der Bärenreiter. Der Bärentanzmeister hat die Kleinen auf seine Kunstreise mitgenommen ...

Nach zweistündiger Fahrt ist man in Tschuggen angelangt, einem wegen der Lawinen, die von den benachbarten Pischagletschern herabzugehen pflegen, gefährlichen Thale. Wenn es bald nachher die Paßhöhe hinangeht, verläßt man gerne den Wagen und wandert zu Fuß. Es ist ein Tag geworden von wunderbarer Klarheit. Der Himmel ist tiefblau und völlig wolkenlos, während gleichzeitig das Tiefland vielleicht ganz im Nebel steckt. Deutlicher als im Sommer heben sich alle Umrisse der Bergspitzen ab, denn Alles ist weiß. Der Schnee aber scheint Leben empfangen zu haben. Er glitzert in Milliarden und Milliarden funkelnder Sternchen, daß man zeitweilig, vom Glanze geblendet, die Augen schließen muß. Man wandelt auf weißem, grellblinkendem Marmor. Und es ist warm geworden. Früh zeigte das Thermometer zwölf Grad Kälte, jetzt gegen Mittag hat die Sonne ganz gewaltig Kraft gewonnen, das Thermometer möchte

jetzt sicher zwölf bis fünfzehn Grad Wärme zeigen. Wo das Sonnenlicht auf feste Körper trifft, steigt die Temperatur noch höher. Gegen die schindelgepanzerte Wand eines Hauses gestellt, kann man sich förmlich mitten im Schnee braten lassen.

Die Paßhöhe, 7400 Fuß hoch gelegen, ist erreicht. Dort steht ein Schutzhaus zwischen zwei kleinen gefrorenen Seen. Eine prachtvolle Aussicht auf das 9698 Fuß hohe Schwarzhorn bietet sich dar.

Nun hinab. Die Sonne hat gewirkt; die Pferde sinken dann und wann bis ans Knie in den Schnee, die Gefahr des Gleitens ist sehr groß. Die Thiere sind schwerfällig, aber sicher, auch ist's ein Glück, daß sie denselben Weg so oft wiederholen. Dennoch liegt ein Unglück immer nahe. An einem Nagel, an einem Holze hängt des Menschen Leben.

Welche Gelegenheiten, den Hals zu brechen, den man doch noch eine zeitlang auf den Schultern zu tragen wünscht! Man befindet sich immer auf der Höhe eines dritten Stockwerkes, dann und wann auch auf der Höhe eines sechsten oder siebenten. Der Schlitten bewegt sich auf einem mindestens klafterhohen, schräg abfallenden Schneedamme. Nur die angespannteste Aufmerksamkeit des Kutschers, seine Kraft und Gewöhnung der Gefahr können uns da vorüberhelfen. Verlöre er einen Augenblick den Kopf, wäre Alles verloren. Eine ungeheure Tiefe gähnt uns an. So rutscht man, den Kopf gesenkt, gefaßt und gelassen, an den

wunderbarsten Naturschönheiten vorüber und sieht sich die Schluchten an, in denen man jeden Augenblick begraben sein kann. Kehre um Kehre wird im scharfen Trab genommen. Die wackeren Pferde führen wahre Seiltänzerstückchen aus . . .

Seit einiger Zeit zeigt der Conducteur eine gewisse Unruhe. Er lugt mit gespannter Aufmerksamkeit aus. Bald errathen wir die Ursache. Unten in der Tiefe liegt auf der Straße eine lange schwarze Masse: es ist ein dicht zusammengedrängter Zug von Schlitten, die bergan wollen. Wie will man auf dem schmalen Fahrdamm aneinander vorüberfahren? Dem in derlei Dingen Unerfahrenen scheint es geradezu unthunlich. Dessenungeachtet geht es vorwärts. In angemessener Entfernung vor dem Veltliner Schlittenzug wird Halt gemacht. Die Italiener, die ihn führen, schwarzbraune Gesellen, denen die große grüne Schneebrille, die sie Alle tragen, ein noch wilderes Aussehen verleiht, schreien und geberden sich ganz aufgeregt. Unser Conducteur bleibt ruhig. Gegen den Berg zu ist eine Einbuchtung, sie wird durch Ausschaufeln erweitert, eben weit genug, daß unser Postwagen hineinfahren kann — unsere Schlitten bleiben zurück. Und nun wird durch eine Reihe von klugen Schachzügen der Uebergang bewerkstelligt.

Zuerst haben die Schlitten aus dem Veltlin am Postwagen vorüberzufahren, bis über die Einbuchtung hinaus, so daß die Köpfe ihres ersten

Pferdepaares dicht an denen unserer zurückgebliebenen Schlitten stehen.

So wird der voranfahrende Postwagen frei.

Nun haben die Veltliner Schlitten zurückzuweichen, daß unser erster Beischlitten in die Einbuchtung fahren kann. Bei diesem Zurücktreten, das den Pferden ohnehin unangenehm ist, bäumt sich einer der Veltliner Gäule, roh ins Maul gerissen, versinkt und gelangt bis an die Brust in den Schnee. Er ist aber klug genug, sich ganz ruhig zu verhalten, er weiß, daß er bei jeder Bewegung tiefer versinken würde. Man macht ihn frei, spannt ihn aus und bringt ihn wieder auf die Füße. Abermals rücken die Veltliner Schlitten vor, und unser erster Beischlitten wird frei.

Noch einmal wird dasselbe Manöver wiederholt, und unsere drei Gefährte können nun wieder die Thalfahrt fortsetzen, während die Männer aus Veltlin langsam der Höhe entgegenziehen. Aber noch manches Maledetto! ist von der Höhe zu hören.

Allmälig verlassen wir die Bergwüste, die Klüfte verschwinden, die Wälder treten zurück, wir erblicken eine wirthlichere Gegend und menschliche Wohnstätten. Im Orte Lavin überrascht eine Reihe stattlicher, großer, mitunter palastähnlicher Häuser. Ihr Holzwerk ist weiß oder rosenroth angestrichen, der Fries bunt bemalt, die zahlreichen kleinen Fenster haben vergoldetes Gitterwerk. Auch Gartenanlagen mit allerdings nur ruthenähnlichen

Gesträuchen sind zu sehen, und Lauben aus Lattenwerk, hellgrün angestrichen, die im Sommer einen dürftigen Ueberzug von Vegetation haben mögen. Die Eigenthümer dieser großen, vogelhausähnlichen Bauten und abgezirkelten Gärten sind lauter ehemalige Zuckerbäcker, denn seltsam, in diesem weltentlegenen ladinischen Winkel lebt ein ganzes Geschlecht, das den Beruf in sich fühlt, angenehme Getränke zu bereiten, Früchte in Zucker zu sieden, kurz, den übrigen Menschen das Leben zu versüßen! Knaben, die daheim in ihren Bergen nie ein Zuckerbrot gekostet oder süßes Eis gesehen, wandern aus nach Norddeutschland, Polen, Rußland, nach Italien, Spanien, Portugal, ja bis über das Weltmeer und treten in Conditoreien ein. Nachdem sie jahrelang in ihren weißen Schürzen und weißen Mützen den Großstädtern Leckereien servirt, gründen sie selbst Zuckerbäckereien und Cafés. Alle bewahren in der fremden Umgebung die Anhänglichkeit an ihre Berge. Als graue Männer kehren sie heim und bringen ihr erworbenes Vermögen der Heimat zurück. Die in aller Welt bekannten Namen: Josty, Stehely, Giovanoli, Spargnapani stammen aus dieser Gegend. Auch ich könnte hier oder ganz in der Nähe einen alten Bekannten aus dieser ehrsamen Zunft finden: einen ehemaligen Zuckerbäcker und Cafetier aus Prag. Er ist jetzt Holzhändler geworden, führt jedoch in seiner Gemeinde den stolzen Namen: „Herr Präsident".

Etwas nach 4 Uhr langen wir ordnungsmäßig in Schuls an, dem Hauptorte des Unter-Engadin, malerisch am wilden Inn und am Ausgange des Clozzatobels gelegen. Man hat wunderbare Partien voll erhabener Scenerien gesehen, eine Fahrt, zuweilen voll inneren Grauens, bestanden und kann froh der besiegten Gefahren zum Abendessen niedersitzen.

# Salzburg.

Unter den Städten Deutschlands ist die alte Juvavia, wenn nicht eine der schönsten, gewiß eine der interessantesten. Man muß nur so einmal beim Morgengrauen eines Frühlingstages von Berchtesgaden abgereist sein und nun, wenn die Sonne hell emporsteigt, sich der Stadt nähern. Der Untersberg, dessen seltsame Form die Phantasie des Volkes von jeher so sehr beschäftigt, daß sie in ihn bald den Kaiser Karl den Großen, bald ein ganzes Volk von Zwergen versetzt, der Berg mit den blutrothen Marmorwänden will das Auge noch immer festhalten; eine ganze Kette beschneiter Bergriesen schließt sich ihm an. Doch ein Bild von sanfterem Reiz läßt den Wanderer bald nur immer vor sich schauen. Aus den weiten grünen Wiesenmatten, aus welchen ein zarter weißer Dunst aufschwebt, um gleich wieder zu zerfließen, tauchen Wäldchen von Ahornen, Buchen, Linden auf, grüne Anhöhen beschränken bald da, bald dort den Blick, nun steigt ein mächtiges Schloß empor und hebt sich mit seiner gelbgrauen Fronte gegen den blauen

Himmel ab. Das ist Hohensalzburg. Ein ganzes Geschwader von Krähen, das die Risse und Schornsteine des halbverfallenen Baues verlassen, setzt sich in diesem Moment in Bewegung, zieht kreischend über unsere Köpfe hinweg und seltsame Schatten flattern und huschen über den hellgrünen Plan. Nun zeigen sich Alleen und Avenuen, dahinter glänzende Kuppeln, alte Thürme, neugeweißte Häuser und nach einigem Gepolter über ein schlechtes Pflaster setzt uns der Wagen auf dem Residenzplatz ab.

Ja, auf dem „Residenzplatz", denn Salzburg hält seine Erinnerungen als Hauptstadt eines geistlichen Fürstenthums fest. An diese Zeit erinnert die ganze Architektur dieses Platzes, erinnern die hohen, vielstöckigen Häuser mit den italienisch platten Dächern, erinnern der majestätische Residenzbau, die Domkirche, vor allem aber der Hofbrunnen. Dieser Brunnen, den Erzbischof Guidobald von Thun ums Jahr 1668 vom Italiener Antonio Dario ausführen ließ, galt schon im vorigen Jahrhunderte für das schönste Werk dieser Art im ganzen deutschen Reiche; er ist, vom flüssigen Element belebt, wirklich imposant. Vier ungeheure Flußpferde bäumen sich nach den vier Weltgegenden und sprühen das Wasser aus Maul und Nüstern, vier Atlanten tragen keuchend eine riesige überfließende Muschel, oben spritzt ein Triton jauchzend den Wasserstrahl in die Luft. Die Muschel, die Atlanten, die Pferde,

alle sind weißer Marmor und Monolithen. Der Cicerone sagt uns, daß das untere Wasserbehältniß, die Stufen nicht mit gerechnet, hundertsiebenundsiebzig Fuß im Umfange habe. Doch wenn schon die Größe imponirt, das Kunstwerk wirkt ganz besonders durch seine Eigenthümlichkeit. Bei der Auszierung eines erzbischöflichen Palastes waren die vollbusige Amphitrite mit ihren üppigen Gesellschaftsdamen nicht vorführbar, die Composition mußte einen ausschließlich männlichen Charakter haben und ihre Wirkung ist nun die einer durch nichts gemilderten Strenge. Doch wenn man beim Eintritt in die Stadt auf den Prunk, den Reichthum, den starren Glanz ihrer Vergangenheit aufmerksam gemacht werden sollte, so war eine passendere Einführung nicht denkbar.

Wenn wir uns nun diese Erzbischöfe aus alter Zeit etwas näher rücken wollen, da müssen wir z. B. in dem so außerordentlich interessanten städtischen Museum vor dem Bildnisse des Erzbischofs Wolf Dittrich Halt machen. Er regierte zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts. Ein finsterer, bärtiger Mann im Harnisch, wie ein zorniger Mars. Seine Geliebte ist die schöne Salome Alt, für die er das nahe Schloß Mirabell erbaute. Er hatte mit ihr mehrere Kinder. Sein Werk ist der alte Marstall, für hundertunddreißig Pferde bestimmt. Von jeher nach der Propstei von Berchtesgaden lüstern, machte Erzbischof Wolf

Dittrich 1611 einen Einfall in das Ländchen unterhalb des Watzmanns; der Propst von Berchtesgaden jedoch, bairischer Prinz, sammelte seine Mannen, fiel bald über Salzburg her und Wolf Dittrich floh nach Kärnthen. Er wurde eingeholt, zuerst in der Festung Werfen eingekerkert, dann zurückgebracht. Er starb 1612 in einem Kerkerloch der Burg Hohensalzburg und liegt auf dem St. Sebastiansfriedhofe in der Gertrudscapelle begraben.

Dieses Hohensalzburg, das die Stadt überragt, ist das, was man mit dem herkömmlichen Ausdruck „eine ehrwürdige Veste" bezeichnet. Aber es ist etwas Eigenes um die Ehrwürdigkeit des Alters bei schrecklicher Vergangenheit und blutigen Thaten. Schon die Bezeichnungen: Schlangenrondell, Giftthurm, Thurm des heimlichen Gerichts, flößen kein sonderliches Behagen ein, und wer z. B. in Regensburg bereits die Torturkammern mit ihrem gräßlichen Apparat und die heimlichen Verließe, die schaurigen Oubliettes mit ihren Fallthüren gesehen, der schenkt sich gern die Wiederholung solcher Eindrücke. Die Rundsicht von den oberen Galerien dieses Schlosses soll prachtvoll sein, da aber der Eintritt nicht ohne Förmlichkeiten stattfinden kann, ziehen wir den Blick vom Mönchsberg vor.

Weniger rauh und düster sind die Bilder, die wir von den Erzbischöfen Salzburgs zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erhalten. Da folgen auf einander: Graf Thun, Graf Harrach, Freiherr

von Firmian. Graf Thun ließ in Salzburg sieben Kirchen bauen „und hinterließ trotzdem Geld im Schatze". Graf Harrach lebte prächtig und machte Schulden, „es ging Alles stets in Freuden zu". So der alte Kryßler in seinem Buche: Neueste Reisen 1729. Leopold Eleutherius Freiherr von Firmian war sparsam, an seiner Marschallstafel speisten täglich bloß sechszehn bis achtzehn Personen, aber er unterhielt, theils in der Stadt, theils auf seinen Lustschlössern, zweihundertundfünfzig Pferde, was für einen Apostel Dessen, der auf einer Eselin Füllen ritt, ganz genug sein mag. Im Marstall am Mönchsberg fraßen sämmtliche Pferde aus marmornen Krippen und Eleutherius Firmian rühmte sich, „daß dergleichen selbst in Versailles nicht zu sehen sei". In der Sommerreitschule wurden Thierhetzen gehalten, damals ein äußerst beliebtes Vergnügen. Diese Reitschule, ein in den Felsen eingehauenes Amphitheater mit drei Reihen von Galerien, ist äußerst sehenswerth. Von der ersten Reihe aus sahen die Hofleute und die begünstigten Damen der Stadt zu. Es wird unter ihnen so manche Adelheid von Walldorf gewesen sein. . . .

Seine erzbischöflichen Gnaden waren ein großer Liebhaber der Jagd, sein Schwestersohn, Graf von Arco, war Oberjägermeister. In Belvedere stand ein herrliches Fasanenhaus. Seine liebste Landwohnung war in Hellbrunn. Da gab es einen

Garten mit allerlei Wasserkünsten, Teichen, Bassins, in deren hellen Wassern Forellen und Saiblinge schwammen und mit Lebern von Ochsen und Kälbern gespeist wurden. Die Wasser trieben allenthalben kleine Mühlen, oder auch Figuren von Scheerenschleifern und Töpfern. Trat man in die oder jene Grotte, wurde man mit dem „Vexirwasser" übergossen.

Der Domherren gab es unter Erzbischof Firmian zweiundzwanzig mit ungeheuern Dotationen, es waren sämmtlich Grafen des heiligen römischen Reichs. Er selbst hatte die Bischöfe von Freising, Regensburg, Passau, Brixen, Gurk, Chiemsee, Seccau und Lavant unter sich, seine jährlichen Einkünfte wurden auf achthunderttausend Gulden geschätzt.

Wir haben uns bei diesem Erzbischof Leopold Eleutherius Firmian etwas aufgehalten, weil er als der Bedrücker und Verfolger der Protestanten Salzburgs seinen Platz in der Geschichte hat. Unter seiner Regierung, 1729 bis 1733, wanderten, um den Leiden zu entgehen, die sie von ihm zu erdulden hatten, dreißigtausend brave Menschen aus und trugen ihre Thätigkeit in andere deutsche Länder, auch bis nach Holland und England; die Geschichte ihrer Leiden und ihrer Auswanderung ist bekannt. Die Volksmenge des Fürstenthums aber sank darnach auf einhundertundneunzigtausend herab und man kann sagen, daß von dieser Zeit an der Verfall der Stadt datire.

Und mögen das nun manche Leute für äußerst kindisch halten, ich gestehe, daß alle diese Erinnerungen schon nach wenig Stunden Aufenthalts in der schönen Stadt an der schönen, grünen Salzach mir die Romantik des Ortes verleiden. Wie berauscht komme ich jedesmal an, ich fühle, daß ich auf einem entzückenden Erdenflecke stehe, aber alle diese Klöster, Kirchen, Capellen und Kreuzgänge mit dem aus ihnen strömenden Weihrauchduft, die uralten Holzstiegen, aus deren Schatten Crucifixe hervortauchen, diese Lichter aus den geöffneten Kirchenpforten wirken bald ganz unleidlich auf meine Nerven. Die Namen Mönchsberg, Capuzinerberg, Nonnenthal, Lorettogasse beunruhigen mich; doch da seh' ich auch eine Hexenthurmgasse und sie führt vermuthlich zum alten Hexenthurm, dem Verließ für Zauberer und Hexen, von denen die letzte hierorts vor etwas mehr als hundert Jahren — 1750 — verbrannt wurde. Ach, der gespenstige Spuk des Mittelalters ist fürchterlich — ich mache wohl bald, daß ich fortkomme und ihn nicht mehr sehe.

Das alte Erzbisthum ist freilich verweltlicht, die Revenuen des Salzburger Erzbischofs, des Nachfolgers Derer, die vom Kaiser „Ew. Liebden" titulirt wurden und die auf den Reichstagen den ersten Sitz auf der geistlichen Fürstenbank hatten, stehen jetzt sogar denen des Erzbischofs von Olmütz oder Prag nach; sie betragen kaum mehr als zwölftausend

Gulden. Seine Eminenz selbst kann mich weder einkerkern, noch torquiren lassen, wie in der guten alten Zeit, noch ausweisen, wie im „Jahrhundert der Aufklärung" geschah — und dennoch ist die alte erzbischöfliche Zeit in Salzburg doch noch zu lebendig, als daß ich da leben möchte. Ueber den Geist der Duldsamkeit, der dort zu Hause, hat mich eine erbauliche Geschichte selbst nahe berührt.

Der Vater eines meiner Freunde, ein würdiger alter Herr, den ich lieb hatte, war von seinem Arzte nach Venedig geschickt worden, starb aber auf der Reise in Salzburg. Was war natürlicher, als daß man ihn in Salzburg begrabe? Aber der alte Herr war ein Jude gewesen; in den katholischen Kirchhof konnte er selbstverständlich nicht hineinkommen, der Sohn ließ im Anzeigeblatt inseriren, daß er dreihundert Gulden für ein Grundstück auf einem Felde oder in einem Garten geben wolle. Sogleich verbot man ihm, seinen Vater hier begraben zu wollen, er solle ihn fortschaffen. Ein Professor der medicinischen Facultät an der Salzburger Hochschule, der kein Landskind war, nahm sich, über so viel Intoleranz empört, des jungen Mannes an. Er wies in einer Zuschrift an das erzbischöfliche Consistorium nach, daß ein kaiserlicher Soldat jüdischer Confession in Salzburg gestorben und dort auch begraben worden sei. Die Antwort erfolgte: „Man wisse das, es sei leider aus Irrthum geschehen und werde sich nicht wieder-

holen, der Fall werde der einzige bleiben." Unter freiem Himmel, in einem Wagen, mußte der Leichnam im Sarge bleiben, bis ein Kutscher gefunden wurde, der ihn auflud und bis Prag führte. Dies trug sich im Jahr 1853 zu.

Und da es nun Abend geworden, besuchen wir noch den uralten, so unendlich pittoresken Friedhof von St. Peter, unfern der Domkirche. Ich stand zum erstenmal ganz unversehens in demselben. Welch' überraschend schöner Anblick ward mir zu Theil! Oben die drohenden Mauern und Thürme der alten Veste, zur Linken über den Dächern und Kuppeln der Stadt die Gipfel der nahen Berge; unmittelbar vor uns die Nagelfluewand des Mönchsbergs. Längs dieser laufen Bogengänge mit Familiengräbern, deren Denkmäler bis in das vierzehnte Jahrhundert zurückgehen. Marmorne Basreliefs, ganze Figuren, Epitaphien! Links erhebt sich die düstere Margarethenkirche aus dem Jahr 1485, seitab steht die Katharinencapelle mit dem Grab des heiligen Vitalis und, an die Felswand hingebaut, die Kreuzcapelle. Von dort führt eine in den Stein gehauene Treppe in die Einsiedelei des heiligen Einsiedlers Maximin, welcher hier mit andern frommen Brüdern gewohnt und beim Einfall der Heruler (478) den Martertod gefunden haben soll. Abermals nichts als Capellen, Heilige, Marterplätze, Kreuze, und darunter — auf dem kleinen Raume — haben die Jahrhunderte das

aufgehäuft, was von uns übrig bleibt: mit Rasen und Blumen bedeckten Staub. Die letzten Sonnenblicke glänzen auf den Votivtafeln, der halbverwitterten Vergoldung der Kreuze, den welken Blumenkränzen. Hier liegt Michael Haydn, der Bruder des Tondichters der „Schöpfung", begraben. Doch was will Michael Haydn in der Stadt bedeuten, wo Mozart das Licht gesehen?

Diesem Friedhof widmete Lenau die schönen Verse, über welche, was selten bei ihm, der Schimmer eines Auferstehungsglaubens hinspielt:

O schöner Ort, den Todten auserkoren,
Zur Ruhestätte für die müden Glieder!
Hier singt der Frühling Auferstehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder,
Doch glaubt er leichter hier: wir seh'n uns wieder,
Es sind die Todten uns nicht ganz verloren.

Der fremde Wandrer kommend aus der Ferne,
Dem hier kein Glück vermodert, weilt doch gerne
Hier, wo die Schönheit Hüterin der Todten.

Sie schlafen tief und sanft in ihren Armen,
Worin zu neuem Leben sie erwarmen;
Die Blumen winken's, ihre stillen Boten.

# Auf der Fahrt im neuen Reich.

Auf der Strecke von Eisenach nach Leipzig war ich in den Strom der Krieger hineingerathen, der sich von Frankreich heimbewegte. Es waren theils Officiere der Infanterie, theils Dragoner und Husaren; die Köpfe ihrer mitgeführten Pferde blickten über die Bretter der Waggons.

Von den fünf, die mit uns im Coupé saßen, hatten drei das Eiserne Kreuz auf der Brust; es sind sämmtlich kerngesunde junge Recken. Das muß man gestehen, ein Menschenschlag wächst da empor an dem Gestade der Nord- und Ostsee, vor dem man Respect haben muß. Jeder mißt gut seine sechs Schuh und welchen gesunden Brustkorb, welche rothe Wangen sie haben, diese jungen bärtigen Siegfriede! Und fest und tüchtig, wie die Leute selbst, ist ihr Anzug. Was haben sie an den Beinen für wackere, hoch bis übers Knie gehende Stiefel, welch dauerhaftes Tuch am bequemen Rock, welchen behaglich flaumigen Flanell am Mantel. Man denke sich solch stattlichen Reitersmann, so ausgerüstet auf einem kräftigen,

gesunden Pferde, da ist Alles beisammen, was dem Mitglied eines reichsräthlichen Cavallerie-Ausschusses als Ideal seiner Träume vorschweben mag.

Alle sitzen ruhig und gelassen da, kaum daß sie mit einem Blick und einem Scherz die grünen Triumphpforten der Bahnhöfe mit ihren sie willkommen heißenden Versen grüßen. Die Zeitungen, französische und deutsche, sind ausgelesen. Aber jeder hat ein Bündel Photographien von Städten, Bauwerken, Trachtenbildern französischer Landleute als Souvenir bei sich, man tauscht sie gegenseitig aus und dabei ergibt sich dies und jenes Wort. Ich erfahre, daß der Eine bei der Katastrophe von Laon gegenwärtig gewesen. Auf den Achselstücken Zweier lese ich die Nummern der Regimenter, die bei Gorze und Rezonville mehr als decimirt wurden. Verhängnißvolle Namen und Zeichen, die an gestürmte Höhen, aufgethürmte Leichenhaufen und an das Hineinreiten ins Feuer der Mitrailleusen erinnern.

Soll doch Einer versuchen, Leute, die das mitgemacht, gleichgiltig wie andere Leute zu betrachten! Es geht nicht. Es bildet sich, was man auch sage, an Jenen, die unsern großen deutschen Krieg mitgemacht und sich darin hervorgethan, eine Ritterschaft aus, vor der jeder Spott versagt. Solche Schlachtfelder verleihen einen Adel auf lebenslang. Was ist die Folge davon? Wird sich diese Ritterschaft überheben, wie es bisher die Art

jeder andern war? Nein! denn es war keine Soldateska, es war ein Volk in Waffen, welches auszog, seine Rechte zu wahren und da hat es allenthalben der Bürger dem Berufssoldaten an Tapferkeit gleich gethan. Da gibt's kein Mehr und Minder. Und ruhig fügt sich nun wieder Jeder dem gewöhnlichen Leben ein, ruhig, wie bloß nach gethaner Pflicht. Und was hatten die Mattherzigen Alles von der Verwilderung in so langem Kriegszustand, von gesäeten bösen Keimen gefaselt! Nichts davon ist bis jetzt bekannt geworden, nur der allgemeine Stolz ist mächtig hoch gewachsen und dieser Stolz ist schön; er ist der Bürge weiterer Entfaltung, ein fester Bürge dafür, daß das deutsche Erbe respectirt und fortan unangetastet bleiben wird, und daß nie mehr wird gefrevelt werden können am deutschen Namen . . . .

Still saß ich in meiner Ecke und sah stumm die an, die ich am liebsten gleich angeredet, begrüßt, ausgefragt hätte. Offen heraus: man präsentirt sich nicht gut als Oesterreicher. Unvergessen ist das wilde Hetzen unserer lieben Staatsgenossen und aller Derjenigen, die eine Allianz Oesterreichs mit Frankreich befürworteten. Ob unser Verhalten in den ersten fünf Wochen, nämlich bis zur Zeit, wo die Ueberlegenheit der deutschen Waffen sich herausgestellt hatte, ein zutrauenerweckendes war, mögen Andere entscheiden. Als wir nun Farbe bekannten und neutral wurden, ward uns jede

Demonstration verboten und — wir demonstrirten hie und dort nur ganz gelinde, im Großen und Ganzen waren wir folgsam. Und nun vollends sich als Schriftsteller präsentiren! Wie viel Poeten in Oesterreich haben denn ihre Sympathie mit Ereignissen, die das ganze deutsche Volk adelten, kundgegeben, wie viel Journale machten eine Ausnahme von der beliebten objectiven Haltung! Tadellos steht in dieser Beziehung seit dem ersten Tage des französisch-deutschen Conflictes die „Presse" da, aber wie viele Blätter hielten eine gleiche Sprache? Wie schrieb das Organ der österreichischen Armee? Welche Illustration zu den Geschehnissen brachten die „Witzblätter" Wiens? Es gibt keine Infamie, die nicht gegen die Helden des deutschen Volkes, gegen ihr Heer und ihren Kaiser geschleudert wurde. Und so mag sich als Oesterreicher zu nennen, den Franzosen gegenüber als Empfehlung gelten, Deutschen gegenüber nimmermehr. Wir bilden das Seitenstück zum edlen Volk der Schweizer . . . . Tragen wir denn die Last der Solidarität und schweigen wir kleinlaut, wo wir am liebsten ein volles Herz ausschütten möchten!

Bei Walthershausen kommt ein alter Oberst zu uns ins Coupé. Im Gegensatz zu dem frischen jungen Volk, das so kerngesund heimkehrt, sieht der sonst herkulisch gebaute Mann matt und verfallen aus. Welche Strapazen und Entbehrungen sind in diesem Gesicht eingeschrieben! Die Jungen

salutiren ihn, er nennt seinen Namen, sie nennen die ihrigen, damit ist's vorläufig abgethan, denn ihm liegen die Pferde im Kopf, die er heimbringt, aus dem Fenster heraus hat er noch Unterredungen mit seinem Burschen wegen des maroden Fuchsen und des Braunen, die der Sattel gedrückt hat; auch macht er sich nicht bequem, steckt keine Cigarre an und ist immer wie auf dem Sprunge.

Als endlich ein Gespräch in Gang kommt, erwähnt der alte Kriegsmann so beiläufig, daß ihn Niemand daheim erwarte als seine Mutter. Es überrascht jedesmal, wenn ein schon ganz ergrauter Mann von seinen noch lebenden Eltern spricht. Der Oberst bemerkt die Wirkung und sagt: „Die alte Frau hat nämlich bereits ihren dreiundachtzigsten Geburtstag hinter sich. Gott sei gedankt, sie ist noch recht rüstig. Es war schwer, sie zurückzuhalten, sie wäre mir am liebsten bis Frankreich entgegengereist."

Ja, die Mütter, und die deutschen Frauen insgesammt, was haben die im vergangenen Jahre ausgestanden und welches Herz zu erkennen gegeben! Was haben sie gegeben und zusammengetragen, was geleistet an werkthätiger Liebe! Vor einigen Tagen war mir eine Dame — die Frau eines Hauptmannes — gezeigt worden, die, wiewohl vermögend, sich während der Abwesenheit ihres Gatten Alles versagte. Sie kaufte sich von dem Tag an, da er in den Krieg zog, kein Kleid mehr. Sie gab ihren

gewöhnlichen Tisch auf, da ja ihr Mann gewiß nichts Rechtes zu essen habe. Als der Winter kam, ließ sie ihr Zimmer nicht heizen, denn ihr Mann fror ja auch gewiß zur selbigen Stunde. Fortwährend, von Morgens bis spät in die Nacht, war sie in den Hilfsvereinen thätig, denn sie hatte keine Kinder. Es fehlte nicht viel, sie hätte statt im Bett nur auf einem Stuhl geschlafen, denn ihr Mann hatte gewiß kein warmes oder bequemes Lager. Ich sah diese wunderliche Schwärmerin, die noch dazu jung und schön war, mit eigenthümlichen Blicken an, sie schien mir ein Bild, der Darstellung durch einen künftigen Dichter werth. Und so thun sich allenthalben, wo man ins Leben hineinsieht, Bilder auf, die die Tiefe des deutschen Gemüths beleuchten.

Man behauptet immer wieder: unsere patriotische Poesie von 1870 stehe hinter der der Befreiungskriege weit zurück. Mag sein; wir hatten keinen Körner, Rückert, Arndt. Aber nur der schwere Hammer weckt den vollen Glockenschlag, nur die letzte Anspannung in Schmerz und Unglück ergibt die edelsten Töne und ein fortwährend siegreicher Feldzug reift keine Lieder, wie sie ein unglücklicher gereift hätte. An den herrlichsten Wallungen hat es darum doch nicht gefehlt und die Thaten wogen Lieder auf.

Man war auf die Francs-tireurs, auf die fanatisirten Bauern, auf die verrätherischen Dach-

lucken und Kellerlöcher, auf den vergifteten Wein in den Kneipen, kurz, auf die Gefahren zu sprechen gekommen, deren man besonders in der letzteren Hälfte des Krieges gewärtig sein mußte. Verhängnißvoll zumal waren die Ufer der Loire, wo fast ebensoviele wackere Soldaten fielen im Krieg mit Gesindel, Bauern und alten Weibern, wie im ehrlichen Kampf. Im Gegensatz zu mancher schaurigen Geschichte weiß nun ein junger Husar eine Anekdote mit harmlosem Ausgang zu erzählen. Er hatte einmal im Winter, unfern Vionville, über Land reiten müssen; die Nacht brach herein, das Pferd konnte nicht mehr fort, es blieb nichts übrig, als Halt zu machen und ein Nachtquartier auf einige Stunden zu verlangen; der junge Lieutenant pocht an einer einsam daliegenden Herrenwohnung. Das zierliche Haus war von der Herrschaft verlassen, ein paar alte Köchinnen und ein Diener schienen die einzigen Bewohner. Ein Bett wurde verlangt und ein Abendessen, Alles steht zu Diensten, der junge Reiter betritt prachtvolle Räume, einen Saal mit alten Familienbildern in vergoldeten Rahmen, ein Zimmer mit einer Glasthür im Fond, aus der, wenn man sie öffnet, die Düfte eines Gewächshauses entgegenwehen. So viel Comfort, gewärmte Räume, nachdem man acht Stunden durch Sturm und Schnee geritten, dazu ein feines Souper und eine Flasche köstlichen Chateau d'Yquem versetzen in die behaglichste Stimmung — der junge

Mann wählt sich das zierliche Glasthürzimmer zum Schlafgemach und legt sich angekleidet auf den Divan, wo er bald einschläft.

Bald weckt ihn ein Geräusch. Es war, als ob die Portièren rauschten, er richtet sich auf und fragt: wer da? Keine Antwort, und doch rauscht es bald darauf wieder, der nächtliche Störer scheint sogar ganz nahe herangeschlichen. Zum Unglück versagen alle Zündhölzer, es ist stockfinster im Zimmer. Der junge Mann macht, den Revolver in der Hand, eine Rundtour, späht umher — nichts zu sehen! Und doch fühlt er, daß der mysteriöse Spuk nicht gewichen, ein dunkles Grauengefühl ist nicht zu bewältigen. Er legt sich scharflauschend nieder, doch seine Ermüdung ist so groß, daß er abermals einschläft. Laut und klar ausgesprochene Worte in einer fremden Sprache wecken ihn wieder und zugleich sieht er bei der jetzt etwas geringeren Dunkelheit, daß in der Ecke ein langer Gegenstand sich bewegt. Er fährt empor und macht einen Sprung, den geheimnißvollen Gegner zu fassen — greift aber in einen Mantel, der — sein eigen ist. Indeß ist etwas über seinen Kopf hinweggeflogen. Der Gegenstand des nächtlichen Schreckens war ein ostindischer Rabe, der aus einem Käfig entkommen, sich auf den Kleiderrechen gesetzt hatte . . . . . .

Indeß bewegten wir uns vorwärts durch Gegenden, an welche sich der Erinnerungen an die

früheren Kämpfe mit Frankreich nur zu viele knüpften. Dort war Gotha, und der grüne Park mit dem Friedenstein in der Ferne blickte herüber. Hier kam einst Napoleon als Krieger an und der halbverrückte Herzog wollte ihn in seiner Residenz in einem Wagen abholen, der einen Todtenkopf darstellte. Das war ein dummer Spaß und Napoleon stieg natürlich nicht ein. Später forderte er doch den Fürsten, der sich bisher immer einer correcten Haltung beflissen, auf, eine Bitte auszusprechen; der Herzog bat um einen Kuß! Verächtlich wendete sich der Kaiser ab.

Nun kommt Erfurt mit der Cyriaksburg auf der Höhe. Wer sieht es und denkt nicht an das „Parterre von Königen", das im September 1808 dort von Napoleon geladen war! Wer sieht endlich die Saale, die in ihrem tiefen Bette dahinrauscht, ohne der Kämpfe zu gedenken, die Anno Sechs an ihren Ufern stattfanden? Damals, welche Reihenfolge von Unglücksschlägen, welche Erbärmlichkeit an den Höfen, im Heere welcher Mangel an Organisation; kurz, welcher Stand der Dinge gegen heute! Aber an den Vorgängen von dort hat man auch das Maß, die Strecke zu messen, die Deutschland seit damals vorwärts gegangen, vorwärts auf dem Wege der Macht, der Würde, der Einigkeit, mit einem Worte: der Kraft.

Unsere Gesellschaft von jungen Officieren hatte das Coupé geräumt, der alte Oberst war geblieben.

Schließlich, an Früheres von den Gefahren und den Geschichten der Einzelrache anknüpfend, erzählte er einen Fall, der ihn noch immer im Gewissen zu beunruhigen schien, weil er bei mehr Vorsicht vielleicht hätte vermieden werden können. Er hatte einen jungen Husaren, Mehl zu requiriren, in eine Mühle geschickt, die eine halbe Stunde von der Station entfernt lag. Der Soldat war nicht wiedergekommen und wurde auch noch am andern Tag vermißt. Der Oberst machte sich Vorwürfe, ihn allein ausgeschickt zu haben und sendete sogleich eine Patrouille von einigen Mann in die Mühle, nachzusehen, was sich dort zugetragen? Man leugnete, irgend einen Husaren gesehen zu haben; die Leute aber wurden auf Blutspuren aufmerksam, die sich im Hofe fanden. Auf die Frage, was diese Spuren bedeuten, hieß es: man habe ein Schwein geschlachtet. Nun begab sich der Oberst selbst in die Mühle, trotzdem der Aufbruch stündlich zu erwarten war. Der Müller blieb ganz ruhig und sagte, das geschlachtete Schwein sei ja noch im Keller zu sehen! „Er soll es zeigen!“ war die Antwort. Er dagegen: Das sei nicht möglich, das Thier sei zu schwer, daß er es heraufbringen könne, denn außer seinem Burschen habe er Niemanden im Hause, doch der Herr Colonel könne ja hinabkommen. Nun galt's in einen Keller zu steigen, zu dem eine enge, finstere Stiege hinunterführte; ein böser Anschlag war wahrscheinlich.

Mit dem Licht in der Hand mußte der Müller vorausgehen, der Obrist folgte. In der That, da lag ein Schwein. Der Oberst befühlte es: seltsam, es war noch warm. War Täuschung im Spiele? War es hinterher geschlachtet worden — nämlich erst nach der Heimkehr der Patrouille? Vielleicht, sogar sehr wahrscheinlich! Nicht ohne Gefühl der Gefahr ging es wieder aus dem Keller ans Licht und die Sache war unentschieden. Schon Morgens hatten die Leute etwas Blut von den Spuren im Hofe auf Papier gethan und zurückgebracht, nun wurde Blut vom Schwein genommen; der Doctor solle über die Identität oder Nicht-Identität der Blutkügelchen entscheiden. Doch als man zu ihm kam, hatte er kein Mikroskop und das Blut war trocken; er wagte sich nicht, ein Urtheil zu fällen . . .“

„Und der Müller?“ fragten wir.

„Den haben wir mitgenommen und lange mit uns herumgeführt,“ erwiderte der Oberst, „denn die Sache war sehr verdächtig. Er blieb beim Leugnen und konnte nicht überwiesen werden. Der junge Husar kam nie wieder zum Vorschein. Ein so lieber, braver Junge; man findet selten so Einen! In der Schlacht gibts einen schönen Tod — so aber — durch Mörders Hand — ich kann mir nicht verzeihen, daß ich ihn allein in die Mühle geschickt, nie, nie, nimmermehr! Oft schon hat mir geträumt, der arme Bursche liegt im Keller ver-

scharrt, eben dort, wo mir der Müller das Schwein gezeigt."

Wunderliches Menschenherz! Er hatte Tausende in den Kampf geführt und Hunderte um sich fallen gesehen, aber um den Einen, dessen Tod ein zu umgehender Zufall verschuldet, klagte er noch immer.

---

# Berliner Eindrücke eines Oesterreichers.

## I.

Auf fünfzig Norddeutsche, die vergnügungshalber nach Oesterreich reisen, kommt kaum Ein Oesterreicher, der nach Norddeutschland geht. Eine vergleichende Lectüre des Wiener und des Berliner „Fremdenblattes" kann dafür täglich den Beweis führen. Man kann in letzterem lange suchen, bis man einen Landsmann findet, und ist er gefunden, so ist es der Name eines Bade-Arztes, der seine Collegen besuchen gegangen, oder einer Tiroler Sängerfamilie.

Wie kommt das? Während der Norddeutsche in Oesterreich das Land sieht, wo Milch und Honig fließt und der Grundsatz gilt: Leben und leben lassen, das Land der Alpen und Seen, das Land der Backhendl und guten Mehlspeisen, das Land der leichtlebigen Mädchen und Frauen, sieht der Oesterreicher in der Mark noch immer die deutsche Reichs-Streusandbüchse, in der Spree ein graues Wasser, in Berlin nur Kritik und Negation. Der Norddeutsche ist ohne Vorurtheil, er liebt Oester-

reich, so wenig er auch von dessen Zuständen erbaut ist, und fühlt ein wirkliches Wohlwollen für dessen Volk. Der Krieg von Sechsundsechzig ist ihm ein Duell der Cabinette, zu welchem er nothgedrungen auszog, um die Stellung Deutschlands zu retten, ein Kampf, bei welchem er eine gar schmerzliche Pflicht erfüllte. Er bedauert den deutschen Bruder in Oesterreich mit allen seinen Wirren, die ihm halb unverständlich bleiben, mit einem Gefühle, daß er an dessen Stelle sich da bald zurechtfinden und Ordnung schaffen würde. Der Oesterreicher dagegen bewahrt seine Vorurtheile hartnäckig, kann Vergangenes nicht verschmerzen und verbleibt Preußen gegenüber nicht bloß kühl, sondern gereizt, im Verhältniß achtungsvoller Entfernung. Das ist lange schon so und wird noch eine gute Weile hinhalten. Auch die Umwandlung der preußischen Hauptstadt in die deutsche Kaiserstadt wird daran schwerlich etwas ändern.

Und doch — wie heilsam wäre es dem Oesterreicher, hieherzukommen, den Aufbau und das Wachsthum eines mächtigen Organismus anzusehen, deutsche Art und Sitte in ihrem Mittelpunkt kennen zu lernen! Hier sollte er Festigkeit und Gefühl der Kraft gewinnen, hier merken, wozu Ordnung und Haushalt es bringen können. Hier sollte er die Linien seines Verhaltens zu den anderen Nationalitäten studiren. Denn auch Preußen birgt eine nationale Partei in sich, die von Gleich-

berechtigung spricht, hat aber nie daran gedacht, in sich ein neues Jagellonenreich aufrichten zu lassen, und die Gleichberechtigung nie anders verstanden, als zwischen Nationen, die auf gleicher Höhe der Ausbildung stehen.

Er sollte lernen — ja, wenn er es könnte, wenn es ihm sein Naturell gestattete! Aber der ganze Unterschied norddeutschen und deutsch-österreichischen Wesens lehnt sich gegegen auf und liegt dazwischen. Dieser Unterschied besteht vor Allem in einem entschiedenen, klaren, bestimmten, und einem schlafferen, unklaren, unbestimmten Wollen. Nicht nur Erscheinung, Haltung, Wort, Ausdrucksweise, auch das ganze Thun, wie es sich in Geschichte und Gegenwart kundgibt, legt dafür Zeugniß ab und die Literatur spricht es aus als unbeirrbarer Spiegel.

Daß wir uns in Thatkraft nicht vergleichen können mit jenem Volke, das einen kargen Boden zu überwinden und darin alle Quellen des Wohlstandes zu öffnen verstand, das alle auf seinem Boden wohnenden fremden Stämme zu absorbiren wußte, die Führerschaft in deutscher Wissenschaft und Literatur übernahm und zweimal die Franzosen schlug — das brauchen wir nicht erst zu betonen. Wie der Baum, der einem harten Boden entsproßt und fortwährend mit zausenden Winden zu kämpfen hat, eine zähere Faser gewinnt, als der Baum in geschütztem Thale, so ist es hier mit den

Menschen-Naturen. Aber unser Mangel liegt tiefer, im innersten Wollen. Dies ist nie so spontan und geht nie so unbeirrt aufs Ziel los.

Den Norddeutschen kennzeichnet, daß er mit der Idee seines Staates völlig zusammengeschlossen ist. Eine zähe, feste Consequenz hat den Zusammenhang aller Provinzen bewerkstelligt, ein strenges Gefühl der Zusammengehörigkeit durchdringt das Ganze. Der Deutsch-Oesterreicher dagegen kann sich fortwährend auch als etwas anderes denken, als er ist. Er hält die Einreihung in ein anderes Staatengebilde, sei es so oder anders geartet, für möglich, der Boden, auf dem er fußt, ist für ihn nicht fest.

Und nicht nur die staatliche Gestaltung des Terrains, auf dem er lebt, ist ihm fraglich — er hält sich auch davon fern, seine Nationalität entschieden zu behaupten. Im Verkehre mit nichtdeutschen und deutschfeindlichen Stämmen hat sich sein deutsches Bewußtsein nicht gestählt, nicht, wie das bei dem Norddeutschen der Fall ist, bis zur Herbheit geschärft, es hat sich abgeschwächt. Er ist zu Concessionen und Ausgleichen nach allen Seiten erbötig. Er duckt sich, während Jener in der Fremde, wie zu Hause den Kopf hoch und stolz aufrecht hält. War vollends seine Mutter vielleicht eine Böhmin, Ungarin, Croatin, also einem Stamme angehörig, der seine staatliche Existenz negirt, so kann er in gewissen gemüthlichen Augenblicken sogar dahin

kommen, sich als einen deutsch redenden Nichtdeutschen zu denken.

Allerdings nicht immer. Ebenso oft denkt er sich in nächster Zukunft ohneweiters dem Reiche einverleibt. Er sieht die Heere, welche Frankreich besiegt haben, nach kurzer Rast wieder im Anmarsche auf Cisleithanien. Manchmal erscheint ihm das schrecklich, manchmal wieder das einzige Heilmittel, denn die Wirren daheim sind allerdings nur durch eine energische Hand zu lösen. Lauter Visionen, Gebilde der Furcht, Hallucinationen der Unsicherheit! Deutschland sinnt auf nichts weniger, als auf neue Eroberungen. In den bisherigen Grenzen bleiben, das Errungene schützen, einigen, consolidiren und es mit deutschem Geiste erfüllen, die Anschläge Roms vernichten — das und nichts Weiteres ist Vorsatz im Reiche. Es fand im Maßhalten stets seine Kraft und weiß es.

Nur von Oesterreich selbst müßte der Anlaß ausgegangen sein, wenn es anders käme. Allerdings, als die Hohenwart'schen Pläne ihrer Verwirklichung nahe schienen, ging eine große Aufregung durchs Reich. Sie würden sich wieder einstellen, wenn Galizien seine Absichten durchsetzte, denn Feuerstellen hart an seiner Mauer kann das Deutsche Reich nicht dulden. Dann aber hätte man Preußen zu Schritten gedrängt, die es nicht sucht, nicht wünscht. Das ernstliche Wohlwollen für Oesterreich und dessen Gedeihen, das man allent-

halben äußern hört, das einstimmige: „Bis hieher und nicht weiter" können unmöglich bloß Folge einer diplomatischklugen Verabredung sein.

## II.

Wer zwischen zwei und drei Uhr durch die verhältnißmäßig stille Wilhelmstraße geht, kann fast gewiß sein, dem Fürsten Bismarck zu begegnen. Es ist dies die Stunde, wo er das Reichskanzleramt zu verlassen pflegt, um seinen gewohnten Spaziergang zu machen. Er schreitet einher, die Militärmütze mit gelben Streifen auf dem Kopfe, die Cigarre im Munde, im weiten Officiers-Paletot, den Säbel zur Seite. Sein hoher Wuchs — er mißt sicher über sechs Fuß — läßt ihn von fern her auffallen, ehe noch das Auge die historischen Züge seines Gesichtes erkennt.

Den Jahren und der Arbeit hat selbst dieser herkulische Körperbau nicht widerstanden. Der Fürst ist seit dem letzten Kriege recht gealtert. Das spärliche Haar ist stark grau geworden, die Enden seines Schnurrbartes sind fast weiß. Aber auf dem starken, festen Gesichte liegt der alte kampfbereite Trotz, vermischt mit einem heiteren, frischen Element.

Zahllos sind die Bilder und Porträt-Darstellungen dieses großen Mannes; sie fehlen im Schaufenster keiner Buch- oder Kunsthandlung, keines Erz- oder Gypsgießers — geben aber sein

Wesen nur unvollkommen wieder. Wahrhaft für die Kunst gewonnen ist dieser Kopf erst in einer mittelgroßen Büste von Eisen oder imitirter Bronze, die ihn mit dem Kürassierhelm zeigt. Unter diesem echt altdeutschen Reiterhelm gewinnen diese energischen, wettergeprüften Züge erst ihren wahren Ausdruck. Er erscheint da mit mehr Recht der „eiserne Fürst", als die Engländer einst ihren Wellington the iron duke nannten.

Da mich Geschäfte denselben Weg führten, ging ich dem Fürsten die ganze Strecke vom Palast in der Wilhelmstraße bis zum Brandenburger Thore und in der Lennéstraße nach und konnte recht dabei die Wahrnehmung machen, welche Verehrung er genießt. Da war Keiner, der ihn nicht augenblicklich erkannt hätte, stillgestanden wäre und den Hut vor ihm gezogen hätte. Vor und hinter ihm bildete sich von selbst ein Spalier, und solche einfache, spontane Huldigung ist wohl das Höchste, was ein Mensch erreichen mag.

Nun wären wir an das Brandenburger Thor gekommen. Von dem griechisch-einfachen, von eng aneinanderstehenden weißen Säulen getragenen Siegesthor Friedrich's des Zweiten, das mächtige Paläste feierlich ernst umstehen, sieht der für alle Zeit von Paris zurückgeführte Siegeswagen mit seinen Rossen herab — ein prachtvoller Anblick. Alles mahnt an die Vergangenheit, an große, blutige, im Schlachtensturm errungene Siege. Es ist

charakteristisch für Berlin, daß wir auf dessen Boden fortwährend an die Ideen, die Preußen verfocht, gemahnt werden. Dort die in Erz gegossenen Helden des siebenjährigen Krieges, dort wieder die Männer der Befreiungskriege, die Streiter für Sicherstellung bürgerlicher Freiheit und deutschen Geistesrechtes. Dort zieht unabsehbar die Königgrätzer-Straße hin. Endlich weit im Thiergarten draußen, wo die mächtigen Avenuen in einen Stern zusammenlaufen, wird das neue Siegesdenkmal, das Erinnerungsmal der letzten Kämpfe, bald hoch aufgerichtet dastehen.

Wir wandeln unter einem streitbaren Volke, in welchem das allgemeine Wehrsystem Jeglichem seine Stelle in der Vertheidigung des Vaterlandes angewiesen: der Geist Preußens ist ein militärischer. Bereits der kleine Junge, den das Kindermädchen an der Hand führt, hat sich die Militärmütze von seinem Papa erbeten und geht wie ein kleiner Soldat einher. Dennoch gibt es kaum eine Stadt, in der man so wenig das Soldatenthum merkt. Ich bin sechs Wochen lang von früh Morgens bis spät Abends auf den Füßen gewesen, ohne ein Regiment vorübermarschiren gesehen zu haben, was in anderen Städten kaum vorkommen dürfte. Nirgends hört man einen Säbel rasseln. Es ist, als hätten die Officiere, die hundert Schlachttage gesehen, sich das Wort gegeben, sich nirgends auffallend bemerkbar zu machen. Ernst und gemessen

treten sie an öffentlichen Orten ein, man hört von ihnen kein lauteres Wort, als von jedem Anderen. Jeder scheint ein Gentleman, jeder scheint zu fühlen: Officier und gebildeter Mann müßten identische Begriffe sein.

Eines zur Bestätigung des Gesagten: In einem erbärmlichen Stück, das auf einer Vorstadt-Bühne gegeben wird, der „Spitzenkönigin", sieht man — der Ort der Handlung ist Berlin — einen Officier in einer sogenannten französischen Conditorei sich inmitten der sittenlosesten Gesellschaft hin- und herbewegen. Sein Thun ist allerdings harmlos: er thut nicht viel Schlimmeres, als daß er mit zweideutigen Leuten Sekt trinkt. Doch hörte ich rechts und links sagen: „Was ist das? Wo in Berlin gibt's ein Café, in dem ein Officier in Uniform sitzen und mit derlei Personagen verkehren könnte?" Der Verfasser hat ohneweiters französische oder andere Verhältnisse in sein Stück herübergenommen, ohne auch nur zu fragen, ob sie passen und auf diesem Boden auch denkbar sind. Dieser preußische Officier müßte morgen aufhören, einer zu sein. Die Sobbe's und Putzky's von Ehedem hat die letzte Zeit unerbittlich weggefegt.

Der Thiergarten ist erreicht. Um diese Stunde, vor der Essenszeit der reicheren Classen, rollen die Wagen, die sich sonst nach allen Richtungen zerstreuen, mit Vorliebe der herrlichen Straße zu, die einerseits eine unabsehbare Reihe palastartiger Villen einfaßt,

während andererseits der Blick auf die waldähnlichen Anlagen frei bleibt. Hier offene Caroſſen, in denen ſchöne Frauen die gewagteſten Moden zur Schau führen, dort beſcheidene Droſchken, deren Kutſcher vollauf zu thun haben, das Pferd mit der Peitſche vorwärts zu bringen — das Gedränge iſt außerordentlich. Ein wohlgelaunter Winter hat uns ſchon im Februar Frühlingstage beſchieden, die Sonne ſcheint warm und heiter vom Himmel, wie verwundert, noch kein Grün zu finden.

Auf dem Fußwege geht es nur wie in langſamer Proceſſion vorwärts; da ſchreiten Familienväter mit Frauen und Töchtern, da ſchmucke Officiere, zu denen ſchöne Augen theilnahmsvoll aufſchauen. Auch die Literatur, welche ſich in den prachtvollen, aber ſtilleren Seitenſtraßen des Thiergartens mit Vorliebe niedergelaſſen hat, macht nach den Stunden der Arbeit ihren Spaziergang. Nun kommt Berthold Auerbach mit Famile heran, immer jovial, redſelig, allenthalben Bekannte findend und mit denſelben Ständchen haltend; er hat die kleine Schwäche, an ſo ſchönen Tagen, wo Alles auf den Füßen, ſein Knopfloch mit den verſchiedenen Bändchen zu ſchmücken, die er ſein nennt. Wir ziehen weiter. Der intereſſante Kopf dort, von längerem ſchwarzen Haar umbuſcht, iſt der Julius Rodenberg's — und dort um die Ecke der Hohenzollernſtraße biegt Friedrich Spielhagen daher, liebenswürdig, geiſtvoll und lebhaft, wie man

sich seinen „Oswald“ aus den „Problematischen Naturen“ in reiferen Jahren denken mag.

Doch ein leichter, zweispänniger Wagen fährt rasch vorüber, so rasch, daß die Spaziergänger, auf ihn aufmerksam geworden, kaum Zeit finden, vor dem Darinsitzenden den Hut zu ziehen. Es ist der Kaiser, der aus der Ecke heraus nach rechts und links grüßt. Wack'rer alter Herr, möge er noch manches Jahr die Zügel seines Wagens führen können! Auf seinem biederen, braven Soldatengesichte mit den energischen Zügen sind Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit mit unverkennbarer Schrift geschrieben. Und es gab eine Zeit, wo „Witzblätter“ dieses Gesicht in ein Tiger-Antlitz zu travestiren gewohnt waren! Dem dummen und blinden Hasse ist eben Alles möglich.

III.

Mit wie gutem Grunde man auch Berlin als Stadt den Vorwurf der Monotonie machen kann, so scheint mir doch, daß keine Stadt der Welt in Architekturwerken mehr bietet, als in den Raum zwischen dem Denkmal Friedrich's des Großen bis zum Königsschlosse zusammengedrängt ist. Die mächtigen Fronten der Bau-Akademie und der Universität, der Platz, den die Bibliothek und das Opernhaus begrenzen, das Palais des Kronprinzen, die Schloßbrücke, das Museum mit seinem majestätischen jonischen Porticus, hinter dessen Säulen

man wie eine prächtige Decoration den Schinkel'schen Gemälde-Cyklus hervorblicken sieht, endlich das in seinen massigen Formen so ernste und kraftvolle Königsschloß — sie reihen sich alle in Anlage und Anordnung zu einem Ganzen, das hinter gar nichts zurücksteht. Man fühlt sich von den größten Formen ergriffen, und es drängt sich unwillkürlich dem Beschauer der gewaltige Sinn der Herrscher auf, die dies Alles ins Leben gerufen. Nach meinem Gefühle rivalisiren diese Werke, im märkischen Sande emporgewachsen, mit den allerersten Architekturen, und so kenne ich kaum ein größeres Vergnügen, als an einem schönen sonnigen Tage diese mächtige Straße hin zu wandeln und den herz- und sinnerweiternden Eindruck dieser Bauformen in mir aufzunehmen. Das Ziel meiner Wanderung ist dann die Kurfürsten-Brücke, wo das Standbild des großen Kurfürsten, von seinen Erzfiguren umgeben, das Meisterwerk des alten Schlüter, mir immer wieder zu schauen gibt. Beiläufig gesagt, ist dies einer der Plätze, auf die man Jene hinführen soll, welche behaupten, daß Berlin jedes romantischen Reizes entbehre.

Dagegen gestehe ich, daß ich von dem Schiller-Denkmal nur frappirt, im Ganzen aber in meinen hohen Erwartungen herabgestimmt worden bin. Seine Anordnung ist folgende: Auf den vier vorspringenden Ecken eines Aufbaues von weißem Marmor sitzen vier weibliche Figuren, in deren

Mitte erhoben und überlebensgroß Schiller steht. Er schreitet leicht vor, mit der Rechten hat er den Mantel an der Brust zusammengefaßt, mit der Linken, die gleichfalls zur Brust erhoben, hält er eine Schriftrolle. Sein Haupt, mit einem Lorbeerkranze geschmückt, ist pathetisch emporgekehrt. In den allegorischen Figuren soll man die Hauptseiten seines Schaffens sehen. Vorne, links, sitzt ein üppiges Weib mit sinnlich vollen Formen, die Lyrik; ihre Rechte greift leichthin in die Saiten einer Leier, die vor ihr auf der Erde steht. An der zweiten Vorderecke sieht man die Tragödie, eine Matrone mit herben männlichen Zügen; sie hat die Knie gekreuzt, in der gesenkten Hand einen Dolch. Ihr zunächst sitzt, in Nachdenken versunken, die Geschichte, eine jugendlich schöne Gestalt, das rechte Bein über zwei große Tafeln geschlagen, das linke an eine Tafel lehnend, auf welche sie Schiller's Namen einschreibt. Die vierte ist die Philosophie, ein altes, in Sorgen gebeugtes Weib, das Haupt von struppigen Haarbüscheln umrahmt. Ihre rechte Hand ist an die Wange gelehnt, die linke hält eine Rolle.

Der Effect des Ganzen ist sicherlich malerisch, der Aufbau der Figuren schön; nur stört schon beim ersten Blicke an der Figur Schiller's das maskenartige starre Gesicht und der übermäßige Oberschenkel, der aus den Fluthen des Talars hervorschaut. Da kommen uns aber bald Bedenken

in Menge. Sollen denn die allegorischen Figuren nur als Personification von Lyrik, Geschichte, Tragödie und Philosophie gedacht sein, und in keinem Bezuge zu Schiller stehen, um den sie gruppirt sind? Was hat dieses sinnlich üppige Weib, die Lyrik, von wahrhaft vlämischen Formen, wie Rubens sie liebt, mit der Lyrik Schiller's gemein? Wahrlich, dieser Person wären das „Lied von der Glocke" oder „die Ideale" nie eingefallen, nur das Lob derb sinnlicher Freuden möchte man von ihr erwarten. Die Geschichte hat die unbequemste und unpassendste Stellung angenommen, um etwas in Erz zu schreiben. Und nun vollends die Philosophie! Was hätte dieses wilde, finstere Weib mit der Philosophie Schiller's zu thun, die, wie Jedermann weiß, ein Versuch war, die Kant'sche Lehre in feine, populäre, allgemein verständliche Formen zu übertragen? Hat sich überhaupt Jemand die Philosophie je so gedacht? Mit einer Gelenkigkeit, die dem Begriffe des Alters geradezu Hohn spricht, führt die Alte das Kunststück aus, ihr Bein dort zu halten, wo, akrobatische Künstler ausgenommen, noch Niemand sein Bein gehalten hat, und vermag, o Wunder, noch dabei zu studiren! Merkwürdige Greisin! Je mehr ich sie ansehe, desto klarer wird mir, daß sie ihren Fuß dort hält, wo andere Frauen ihren Fächer halten, und ich glaube wirklich, daß sie sich mit dem Fuße fächeln will. Allerdings ist er mit seinen auseinandergespreizten Zehen groß genug,

daß diese scheinbar gewagte Annahme der Wahrscheinlichkeit nicht entbehrte.

Diese Massenhaftigkeit von Brüsten und Schenkeln, diese unerhörten Posen — Michel Angelo hat sie auf dem Gewissen! Die Philosophie aber, vielleicht das groteskeste Kunstwerk, das mir vorgekommen, möchte ich ein in Stein gehauenes Stück Victor Hugo nennen.

Daß übrigens Schiller dem königlichen Schauspielhause, vor dessen Freitreppe er steht, den Rücken kehrt und die eben vollendete Schriftrolle an seine Brust drückt, als wolle er sie dort sicher wahren und hegen, unter keiner Bedingung aber bei der Hoftheater-Intendanz einreichen, finde ich ganz in der Ordnung. Was da zeitweilig gespielt wird, verdient seine Beachtung nicht. Mit dem größten Erstaunen sieht man ein Theater, das ein erstes sein möchte und keinen jugendlichen Liebhaber, keinen Helden-, keinen tragischen Charakterspieler und eigentlich auch keine Heldin besitzt und aus diesem Grunde im Fahrwasser der bürgerlichen Comödie auskommen muß. Der alte Döring, die Friederike Blumauer und der wackere Oberländer sind die einzigen Künstler von hoher Bedeutung in diesem Verbande.

Und doch — trotz des tiefen Verfalles der königlichen Hofbühne — bin ich in Berlin wie noch nirgendwo der festen Ueberzeugung geworden, daß dem deutschen Theater noch eine Zukunft er-

blüht. Diese Hoffnung fußt auf der unendlich großen Schaulust der Menge und dem Interesse für dramatische Darstellung, welches seit Einführung der Theaterfreiheit ganz neue Kreise ins Theater hereinbringt. Neben der Hofbühne und den vordem concessionirten Theatern haben sich zahlreiche Bühnen aufgethan, welche alles Wirksame aufgreifen und es einem empfänglichen Publicum vorführen. Die Theaterfreiheit datirt erst seit 1869. Im Kriegsjahre konnte sie noch keine Früchte tragen, jetzt aber zeigt sie bereits ihre Wirkungen. Große geräumige Vorstadt-Theater führen, vorerst allerdings nur mit Künstlern zweiten Ranges, die Meisterwerke Shakspeare's, Schiller's und Goethe's, dann Kleist's, Lessing's, Otto Ludwig's auf, bieten neuen Werken die Hand und wecken den Sinn fürs höhere Drama in Schichten der Bevölkerung, die bisher das Theater nur von seiner niedrigsten Seite kannten.

Worin hatte der Verfall des Dramas zum großen Theile seine Ursache? Die neuen Industrie-Verhältnisse haben eine zahlreiche Gesellschaft mit rein materiellen Interessen erschaffen, eine Gesellschaft, die nichts erwärmt, als was rechten Profit abwirft. Unmassen ordinärer Menschen sind in unseren Tagen reich geworden und verflachen die besseren Kreise, in die sie durch ihr Geld eingeführt werden. Solche Leute geben den Ton an und füllen die Theater, wo nur der gemeinste Sinnen-

kitzel, die geistlose Farce und der ordinäre Spaß ihre Anziehung üben. So erklärt sich Jacques Offenbach, der jetzt längst nicht mehr als der Einzige in seinem Fache dasteht, und manches Verwandte. Also auf der einen Seite die Hoftheater mit ihren tausend Rücksichten, auf der andern Seite die Theater der Lüderlichkeit — wohin wollten die Dichter ernstgemeinter Schöpfungen flüchten? An die kleinen Hof- und Stadt-Theater? An diesen war ihr Stück nach drei Vorstellungen von der ganzen Stadt gesehen und somit begraben. Da öffnen nun zum Heile der dramatisch-producirenden Poeten Theater ihre Pforten, welche ein wirksames Stück so lange geben, als es zieht. Eine ganze Bevölkerung kann es ansehen, eine große Presse bespricht es, prüft es.

Es strömt in diese Vorstadt-Theater, welche ältere classische Stücke und neue Arbeiten geben, vorerst der nach Bildung strebende kleine Mittelstand. Der Bürgersmann führt Weib und Töchter mit, er mag keine unanständigen Stücke sehen, er hat von den berühmten Meisterwerken unseres Volkes und anderer Nationen gehört, er will sie kennen lernen und bringt — was das Wichtigste ist — die größte Empfänglichkeit mit.

Man kann an ein paar Säulen, welche mit den Zetteln der dreiundzwanzig Theater Berlins beklebt sind, die interessantesten Studien machen. National-Theater: „Wilhelm Tell." Belle-Alliance-Theater: „Maria Stuart." Stadt-Theater: „Das

Urbild des Tartüffe." Residenztheater: „Fernande" von Sardou. An einem anderen Theater: „Der Erbförster." Dies zur Auswahl an Einem Abend — was will man mehr?

Die Schauluft ist groß. Man berechnet, daß täglich zehntausend Menschen die Theater Berlins füllen. Was strömen da für Gedanken, Eindrücke, Ideen, Kenntnisse auf die Massen ein! Jede Bühne cultivirt ihr Genre. Belle-Alliance und National-Theater bieten fast nur größere historische Dramen, wozu sie durch ihre Räumlichkeiten aufgefordert werden. Das „Residenztheater" in der Blumenstraße cultivirt mit trefflichen und wohlgeschulten Kräften ein Genre, dem des Pariser Gymnase ähnlich; es hat in diesem Winter „Fernande" wohl über fünfzigmal gegeben, ohne daß sich eine Abnahme der Zugkraft dieses Stückes bemerkbar machte. Auch das Stadt-Theater hat ein gutes, reiches Repertoire, während die Friedrich-Wilhelmstädtische Bühne der Muse Offenbach's huldigt.

Solche Concurrenz hat ihr Gutes. Je mehr Schauspielhäuser, desto mehr Schauspiele, desto mehr Aussicht für die Dichter, ihre Producte anzubringen. In Zukunft wird Niemand sagen können, seinem Talente habe Gelegenheit gefehlt, sich zu zeigen und zu erhärten. Selbst über die „Restaurant-Theater" weit draußen in der Vorstadt, die vor der größten Aufgabe nicht zurückschrecken und für drei Silbergroschen die Massen mit „Wallenstein" und der

„Jungfrau von Orleans" bekannt machen wollen — selbst über diese sei nicht der Stab gebrochen. Sie haben vorerst das große Verdienst, die wüsten Coupletsänger todtgemacht zu haben. Niemand mag mehr die Zoten dieser Gesellen hören und Berlin ist einer Seuche ledig geworden, die in Wien aufs Bedenklichste grassirt!

## Saxon-les-bains.

Der Frühling erwacht, der Schnee verschwindet auf den Abhängen der großen Gebirge, die Sonne verspricht eine Reihe warmer Tage. Das ist so ein Wetter, denkt, als er Morgens ans Fenster tritt, der Tourist, der eben an den Ufern des Genfersees weilt, eine Partie ins obere Rhonethal zu machen. Prächtiger als sonst leuchten um diese Zeit die Eisfelder, wilder gehen die Wasser zu Thal. Und kaum gedacht, fängt er schon die Handtasche zu packen an. „Es wird eine Tour von zwei, drei Tagen werden," reflectirt er weiter. „Als erstes Nachtquartier bietet sich Dir Saxon dar. Und in Anbetracht dieses Umstandes mache es verkehrt wie Rodrigo: stecke nicht viel Geld in Deinen Beutel! Wie trefflich es auch mit den Grundsätzen beschaffen sein mag, es bleibt doch immer gefährlich, mit mehrerem Geld einer Roulette nahe zu kommen."

Eine Stunde später sitzt der Tourist im Coupé.

Noch einmal erscheinen die grauen Thürme des Schlosses Chillon — noch einmal glänzt die

amethystblaue Seefläche, dann lenkt die Bahn in das Rhonethal ein. Sie scheint uns bis an den Fuß des Schnee- und Eispalastes des Dent du Midi führen zu wollen. Welche Schlünde, welche Risse, welche Zacken! Ein großartiges Bild, doch man kann nicht dabei verweilen, man geht bald an dies, bald an jenes Fenster, denn bald stiegen hier, bald dort neue, phantastische Felshörner auf, vor Allem die schneebedeckten Diablerets. Jetzt hält man eine Minute in Aigle, jetzt in Bex. Beides sind prachtvoll in weiten Thalkesseln gelegene Orte. Freundlich blicken Hotels und Pensionen durch grüne Büsche und blühende Baumgruppen daher. Ein großer Personenverkehr belebt alle Stationsplätze.

Ernster werden die Bilder und ernster wird das Gemüth des Beschauers, wie er sich der Grenze von Wallis nähert. Der Zug ist schon leer geworden, die Stationsplätze sehen verlassen aus, aber die Romantik der Gegend wird immer mächtiger und mächtiger. Ein unheimlich langer Tunnel bereitet auf immer größere Bergwunder vor. Da sind wir endlich in St. Maurice. Es zeigen sich uralte graue Mauern und Thürme, aus römischen Fundamenten emporgewachsen, ein grauer, düsterer Ort, von kahlem, furchtbar verwittertem Gebirg umschlossen, voll mittelalterlicher und mönchischer Erinnerungen. Hier schwur 515 König Sigismund auf einer Kirchenversammlung den Arianismus ab, hier wurde zwei Jahrhunderte später eine prächtige

Kirche eingeweiht, wobei hundert Mönche Tag und Nacht sangen. Die Thürme und Portale, die Klostergärten mit darin wandelnden Chorherren sind noch wie ein Nachklang dieser Zeit. Und wie gut passen Mönche als Staffage zu öden, verwitterten Gebirgen! Felsen und Mönche haben ja miteinander etwas Verwandtes. Wie paßt der Abt in Byron's „Manfred" hinein, und wer möchte sich den großen St. Bernhard und seine Hospiz ohne Kutten denken. . . .

Der große St. Bernhard — dort zeigt er schon seinen schneeglänzenden Rücken! Wiederholt leuchtet er über die anderen Gebirge herüber. Die Bahn passirt eine arme, sumpfige, von Wassern verheerte Gegend, wo nur Weiden und Schilf zu gedeihen scheinen. Schlammströme, die vom Dent du Midi herabkommen, haben ungeheure Trümmerfelder geschaffen. Bei Verneyaz stürzt sich die Sallenche mit voller Macht ins Thal, weiterhin öffnet sich das düstere Trunthal, welches direct nach Chamouny führt; nun sind wir in Martigny, wo der Paß über den großen St. Bernhard sich öffnet.

Von St. Maurice ab sitzt ein Mensch mir im Coupé gegenüber, der einen unheimlichen Eindruck macht. Er ist ungefähr sechsunddreißig Jahre alt, aus seinen schwarzen Augen blickt eine eigenthümliche Entschlossenheit und ein die Umgebung belauerndes Etwas, das beunruhigt. Der Anzug

des Menschen ist völlig verwahrlost, der Hut mit der breiten, abgegriffenen Krämpe eine Ruine, Hose und Rock sind elend über jeden Begriff — aber wunderlich genug — an den Füßen hat der Kerl ein paar ganz neue Stiefel von wundervoller Arbeit. Es sind Stiefel mit starken Doppelsohlen von einem fremdartigen, mir unbekannten, seltsam gerieften Leder. Sie reichen bis an die Mitte der Wade und sind zu schnüren. Ein lackirtes, arabeskenartig ausgeschnittenes Leder bildet vorne eine Verzierung, die Zehen sind durch einen elegant umnähten Besatz geschützt. Wie kommt der Vagabund zu einer Fußbekleidung, die weit mehr werth ist als sein ganzer übriger Anzug? Jetzt zieht er ein Schnupftuch, das die Metamorphose einer alten Küchenschürze darstellt, aus der Tasche, und stäubt die beiden Kunstwerke sorgfältig ab. Wirklich, immer wieder muß ich mir diese Stiefel betrachten, und fange mir über sie den Kopf zu zerbrechen an. Gibt es, frage ich mich, einen Menschen, der sein ganzes Aeußere zerfallen läßt, nur um ein Paar prachtvolle Stiefel zu haben? Zwar — auf den Bildern vieler Maler ist Gott Mercur ein solcher Sonderling und trägt an den Füßen schöne, flügelbesetzte, kunstvoll gearbeitete Sandalen, während er sonst am Leibe splitternackt ist — aber dergleichen kommt nur in der Mythologie vor. Sollte dieser Mensch da — unheimlich wär's allerdings, ihm irgendwo auf einem einsamen Gebirgspfad zu begegnen — vielleicht gar

einen fußwandernden Lord in die Tiefe geschleudert und seiner Stiefel beraubt haben? Mit solchen Augen ist man mancher Dinge fähig. . . Ich fühle mich weit behaglicher, als der seltsame Kumpan in Martigny mit seinem Bündel aussteigt und ich ganz allein zurückbleibe.

Bald bin ich in Saxon. Die Scenerie des Ortes ist unleugbar großartig. Die Rhoneniederung hat sich weit zwischen zwei ungeheuren Bergrücken ausgedehnt, von welchen der eine kahl und verwittert, der andere tief unten mit reicher Vegetation bedeckt und noch hoch hinauf bewaldet ist. Auf dem Grat dieses letztern Bergrückens steigt ein ganz isolirter Obelisk oder Kegel in die Höhe, wie ein Wahrzeichen ringsum sichtbar, die pierre-à-voir genannt. Die Römer, die ja alle diese Pässe besetzt hielten, mögen ihn kurzweg saxum genannt haben, woraus dann der Name Saxon entstanden. Der alte Ort, ein elender Klumpen Lehmhütten, klebt an einer Felsrandwand und zieht sich eine Thalschlucht hinauf, ihn überragt eine pittoreske, keck hingestellte Ruine mit ungewöhnlich hohem und wohlerhaltenem Wartthurm. Unten längs der Straße ziehen sich mehr oder minder im Entstehen begriffene Anlagen und eine Reihe Häuser, größtentheils Hotels und Pensionen, hin, von denen sogar zwei auf ihren Schildern die pierre à voir wieder vorführen. Leider ist noch alles öde, unbelebt und erwartet schmerzlich Besucher.

Ich habe den Weg zum Cursalon eingeschlagen. Seine Localitäten stehen wirklich auf der Höhe moderner Anforderungen, und dürfen sich mindestens neben denen von Wiesbaden sehen lassen. Aber sie sind trotz der schon vorgerückten Abendstunde, da ich eintrete, fast leer. Einer der Säle ist durch das über eine ganze Wand hinlaufende Orchester als Ballsaal kenntlich. Die Musiker haben eben ein wehmüthiges Adagio aufgeführt; da ihnen Niemand zuhörte, haben sie abgebrochen und in den rothen Sammtfauteuils Platz genommen, um untereinander zu schwatzen. Da erscheinen ein paar junge, sehr geputzte Damen, die zu den Habitués des Ortes gehören mögen, die Musiker laufen zu ihren Pulten, und beginnen ihnen zu Ehren eine lustige Polka; Einer hat eine Dame engagirt und jagt mit ihr auf den glänzend gebohnten Parquets herum. Halb ernst, halb mitleidig traurig blickt ein Porträt in Lebensgröße auf diese Scene: es ist Garibaldi in der camigia rossa, dem berühmten rothen Hemde.

Der an den Ballsaal anstoßende Saal ist der Lectüre geweiht. Die Tische sind mit Zeitungen in allen Sprachen bedeckt, die Lampen brennen, aber die Leser fehlen. Dagegen sammelt sich in diesem Local eine nicht geringe Zahl von Leuten, vierzig bis fünfzig Personen, Männer und Frauen, vor einer Thüre, in Erwartung, daß sie geöffnet werde. Es sind solche, die an der Spielbank, welche sich

um acht Uhr in Thätigkeit setzen soll, gute Sitze finden wollen.

Der Unternehmer von Saxon, seiner Bäder und seiner Spielbank ist ein Italiener, Josef Fama, der merkwürdigerweise ein ehemaliger katholischer Priester ist, welcher sich sogar ehedem in italienischen Städten als feuriger und eifriger Missions-Prediger ausgezeichnet hat. Das unauslöschliche Merkmal der Priesterweihe berücksichtigend, könnte man ihm vielleicht noch immer den Titel Hochwürden beilegen, doch weiß ich nicht, ob es ihm recht wäre, es wäre auch im Hinblick auf sein jetziges Metier, eine Frau und mehrere Kinder nicht passend. Er selbst hielt seinen früheren Stand lange geheim. Er war im Jahre 1848, während die Politik Alles in Aufregung hielt, in Wallis erschienen und bei der provisorischen Regierung in Sion um die Erlaubniß eingekommen, im Bad zu Saxon einen cercle des étrangers einrichten zu dürfen, in welchem Bälle, Feste und Spiele nach Art derer in den rheinischen Bädern abgehalten werden dürften. Die Behörden ertheilten die Concession und — so mächtig wirkt jede kreisende Scheibe — bald entstand unterhalb der alten Lehmhütten das neue Saxon mit seinen Hotels und Pensionen. Doch — es gibt kein ruhiges Glück! Im selben Maß, als Saxon in die Höhe kam, wuchsen auch die Anfechtungen und Angriffe, und jetzt vergeht kein Tag mehr, an welchem die Schweizer Zeitungen keinen Artikel

gegen die neue Spielhölle brächten. Das Ganze stellt einen Conflict dar. Einerseits verbieten die Bundesgesetze mit klaren Worten das Hazardspiel, andererseits ist die Concession der Regierung von Wallis ganz unzweideutig. Es wird wohl, falls die Aufhebung der Spielbank beschlossen würde, nichts übrigbleiben, als den Eigenthümer zu entschädigen.

Inzwischen ist aber Signor Fama von Unter-Wallis zum Deputirten in den Bundesrath gewählt worden. Wenn der Weg vom katholischen Priester zum Spielbank-Unternehmer groß ist, der vom Spielbank-Unternehmer zum Volksvertreter ist auch kein gewöhnlicher. Unleugbar, dieser Mann geht nicht die Laufbahn anderer Menschen und schon sehe ich in der Ferne einen Schriftsteller, der sich dies Leben für einen Sensations-Roman zurechtlegt.

Im Streit, der über Signor Fama's Person und sein Unternehmen hin- und hergeht, findet er auch warme, wiewohl schwerlich ganz billige Vertheidiger. Was sollen, fragen diese, die fortwährenden satyrischen Anspielungen auf seinen ehemaligen Priesterstand? Was konnte er dafür, daß er das Opfer der vor fünfundzwanzig Jahren in Italien herrschenden clericalen Richtung war? Als er zu einer reiferen Weltanschauung gelangte, warf er ja den Priesterrock von sich. Waren nicht auch Talleyrand, das Conventsmitglied Gregoire und Lamenais Ex-

priester? Man sieht, daß diese Vertheidiger in ihrer Replik den Charakter ihres Schützlings nicht niedrig greifen.

Und insofern wären wir beruhigt. Wie aber soll man sich einen Spielbank-Unternehmer als Volksmann vorstellen? Das ist schon weit schwieriger. Nun, Signor Fama ist liberal. Er glüht für Freiheit und Volkswohl. Aber sein Freiheitsstaat ist kein düster ascetischer, sondern ein heiterer, lachender. Jedes denkende Wesen ist mit unveräußerlichen Menschenrechten ausgestattet und obenan steht das Recht, sein Geld nach Belieben bei Signor Fama zu verspielen. Und wiewohl ein Fremdling, ein Italiener, liebt der Abbate seine neue Heimath wie nur irgend einer ihrer Söhne: er weist ihr eine schöne Zukunft an. Er träumt jedenfalls ein liebliches Utopien, eine Zeit, in welcher das bisher wenig begüterte Wallis, aller Steuern entlastet, als ein modernes Paradies, ein zweites großes Monaco aufblüht. Die Spielbank besorgt Alles, sie ist an die Stelle des veralteten Fiskus getreten.

Während ich, auf dem Sopha hingestreckt, so meditire, ist die Roulette schon lange im Gange. Ich begnüge mich, die Gesellschaft, die sich an ihr betheiligt, zu mustern. Sie ist nicht die beste. Der Fremdenzug hat noch nicht begonnen und so sind fast nur Spieler von Profession und andere unsaubere Existenzen anwesend. Ja, es gibt wirklich

Menschen, elende, unglückliche, gelddurstverzehrte Wesen, die dieser Spielbank zuliebe sich hier auf Monate einquartieren und den Winter im öden, einsamen Dorfe verbringen! Hier leben Menschen, die sich tagsüber verkriechen und wie Ungeziefer nur Nachts zum Vorschein kommen; Menschen, für die nichts existirt, als diese kreisende Scheibe. Ich male mir so gut ich kann ihr Leben aus, ihr elendes, gefoltertes Leben. Und gewohnt, von irgend einem Anlaß berührt, Geschichten zu ersinnen und Bilder auszumalen, dichte ich gleich ein Capitel jenes obenerwähnten Sensations-Romans. Ich male mir eine Winternacht aus auf dem Simplon und einen Menschen, der sich verirrt hat, der die Lichter von Saxon vor sich sieht und nicht hingelangen kann. Es ist der ehemalige Küster der Kirche, an welcher der Priester Josef Fama fungirte. Er hat von dem großen Glück Kunde erhalten, das dieser gemacht, und hat die Reise über die Alpen angetreten, um sich von ihm eine Stelle als Croupier zu erbitten . . . .

Es ist kurz vor Mitternacht, als ich die Straße zu meinem Wirthshause einschlage. Endlich erreiche ich es. Es scheint unbewohnt bis auf ein einziges Zimmer, dessen Fenster noch hell sind. Von der Wirthin nur bis zur Stiege geleitet, gehe ich, das Licht in der Hand, durch einen schmalen Corridor und suche die mir für diese Nacht gehörige Zelle. Ein ungewohntes Gefühl der Oede beschleicht

mich in diesen kühlen, feuchten, kaum erst fertig gewordenen Räumen. Welch unheimliches Wirthshaus habe ich mir da ausgesucht, sage ich zu mir selbst. Keine Glocke setzt mich mit der Welt in Verbindung, geschieht mir etwas, wer käme mir zu Hilfe? Indeß ich noch so monologisire, stolpere ich über etwas, es sind ein Paar vor die Thür hinausgestellte Stiefel, mein Blick fällt auf sie, ich erkenne sie gleich wieder — der Mann mit den schönen Stiefeln ist mein unmittelbarer Zimmernachbar!

„Seltsam! sehr seltsam!" rufe ich. „So sitzt mir der unheimliche Mensch schon wieder auf dem Halse! Verdammte Nachbarschaft! Gewiß ein herabgekommener verzweifelter Spieler, und ich wundere mich nur, daß ich ihn nicht schon im Spielsaal gesehen habe . . ."

In mein Zimmer eingetreten, prüfe ich die Sicherheit, die mir meine vier Wände gewähren. Die Prüfung stellt mich nicht zufrieden. Die Verbindungsthür beider Stuben läßt sich wohl zuriegeln aber der Riegel selbst scheint mir so schwach, daß er einem energischen Drucke weichen würde. Das Bild des finstern, verwahrlosten Menschen verläßt mich nicht mehr. Meine Phantasie ist erregt. Ich hätte nicht übel Lust, mich mit der Wirthin abzufinden und heute noch ins Badhaus zu ziehen.

So liege ich wachend, das Licht neben mir,

halb angekleidet auf dem Bette, als ich Geräusch im Nebenzimmer höre.

Der Nachbar ist aufgestanden und geht auf und nieder, leise, vorsichtig, als ob er etwas suche. Nun tappt er zur Thüre, die auf den Corridor führt, öffnet sie, und ich höre ihn hin- und wiedergehen. Nach mehreren Minuten kehrt er zurück, tritt aber nicht in sein Zimmer ein, sondern nähert sich langsam meiner Thüre. Ich bin vom Bett herabgesprungen und stehe wie in Erwartung eines Angriffs und Ueberfalls auf meiner Hut.

Da klopft es. „Was gibt's?" frage ich. Und eine heisere Stimme antwortet: „Excusez, monsieur. Ich sehe, daß Sie Licht haben, und höre, daß Sie noch auf sind. Ich möchte Sie ersuchen, mir ein paar Zündhölzchen zu leihen."

„Hab' keine!" antworte ich unwirsch. „Lassen Sie mich ungeschoren."

Ich höre noch ein paar gemurmelte Worte, dann tappt der Nachbar in sein Zimmer zurück, schließt die Thüre und legt sich seufzend nieder. — Ich bleibe noch eine ganze Weile wach, ängstlich gespannt lauschend, ich werde erst ruhiger, als ich den Nachbar im Schlafe athmen, eigentlich schnarchen höre . . .

Als ich unberaubt und unermordet erwache, ist es heller Tag. Ich gehe an den Stiefeln vorbei, die jetzt schon sehr viel von ihrer Schrecklichkeit verloren haben, betrachte das im Morgenlicht glänzende

Thal, auf welches die pierre-à-voir wie eine Pyramide herabschaut, mache einen Gang bergaufwärts, komme zurück und frühstücke schließlich in der Wirthsstube. Natürlich erkundige ich mich gleich nach meinem Zimmernachbar.

„Das ist," entgegnete die Wirthin, „ein Gelehrter, ein Professor der Mathematik, wie ich glaube."

„Was, ein Professor der Mathematik?"

„So nennt er sich — doch wer weiß, es gibt gar verschiedene Professoren. Indeß könnte er wohl ein Gelehrter sein, denn er sitzt viel auf dem Zimmer, hat immer ein Blatt mit Zahlen vor sich und arbeitet oft bis spät in die Nacht hinein. Es scheint ihm nicht am Besten zu gehen. Mein Gott, so ist es nun einmal . . . Ein gutes Handwerk, das habe ich immer gesehen, ernährt seinen Mann besser, als jede Wissenschaft."

„Jedenfalls ist der Herr Professor nebenbei ein rechter Spieler?"

„Ich weiß nicht. Zum Spiel braucht man Geld und er hat immer nur das Aller —"

Sie brach ab, denn der, von welchem die Rede, war plötzlich auf der Schwelle erschienen und trat nun ein. Finster leuchteten seine Augen, finster setzte er sich an den Frühstückstisch.

Ohne ein Wort zu sprechen, saßen wir einander gegenüber und bedienten uns derselben Theekanne. Es wäre nun natürlich gewesen, ein Wort zu sagen.

Einmal glaubte ich eine Entschuldigung wegen meines Benehmens in der Nacht anbringen zu sollen; da es aber immer unangenehm ist, Jemandem zu sagen, daß man ihn für einen Dieb oder Räuber gehalten, schwieg ich still. Da streckte der Fremde, der inzwischen eine Cigarre angezündet, seine Beine wie ein Amerikaner über zwei Stühle weg, zog das mir schon bekannte Taschentuch, die Metamorphose der Küchenschürze, heraus und begann, wie damals im Wagen, seine Stiefel wieder mit liebevoller Sorgfalt abzustäuben.

Endlich glaube ich den Zeitpunkt gekommen, ein Wort an ihn zu richten. Ich sagte in einer Anwandlung von Humor, aber sehr ernst: „Sie haben da ein Paar sehr schöne Stiefel . . ."

Der Mann hustete, ein Lächeln erschien auf seinen starren Zügen, er erwiderte langsam, gleichsam sinnend:

„Allerdings, sie haben ein recht gefälliges Aeußere. Nur kommen sie sehr theuer. Man fährt ihretwegen oft auf der Eisenbahn, wo man sonst zu Fuß ginge."

Ich meinte einen Narren vor mir zu haben, der Fremde aber fuhr fort:

„Sonderbar, wie diese Stiefel allgemein auffallen . . . Sie sind freilich aus einem hier noch sehr ungewöhnlichen Material gearbeitet: aus der Haut des Alligators. In England ist das aber etwas ganz Gewöhnliches. Hier sind sie ein Curio-

sum. Mir aber sind sie werth als ein Beweis, daß es auf dieser miserablen Welt noch gute, dankbare Menschen gibt. . . ."

„Ei, ei, wie denn das?"

„Monsieur," erwiderte der Fremde mit finster zusammengekniffenen Brauen, „ich bin Mathematiker. Ich bin Gesetzen auf der Spur — was sage ich da — ich habe Gesetze gefunden, welche das Hazardspiel als solches vernichten und den Gewinn festbannen werden. Ich bin Mann der Wissenschaft; das Buch, welches meine Theorie des Spiels enthält, wird demnächst erscheinen. Als Mann der Wissenschaft halte ich meinen Rath stets für Jeden bereit, der sich freundlich an mich wendet. Vor einiger Zeit nun hatten wir einen alten Herrn hier, der sehr unglücklich gespielt hatte. Ich lernte ihn auf diesem selben Platz kennen, auf dem Sie da sitzen. Wir sprachen zusammen, ich gebe ihm einen kurzen Ueberblick meiner Methode, er faßt ungewöhnlich schnell, geht wieder in den Spielsaal und kommt rasch wieder zu seinem Gelde, ja zu einem kleinen Ueberschuß. . . Eben wieder an diesem selben Tisch bietet er mir ein Geldgeschenk — ich weise es zurück, er will es mir aufdrängen, ich refusire! Ein paar Tage, nachdem er abgereist, kommt mir ein Postpacket zu — ich öffne es und finde diese Stiefeln drin. Ich stutze, aber ein beiliegendes Billet erklärt mir Alles. Der brave alte Herr war ein Schuster aus Bern — er schickte mir die Kleinig-

keit als Zeichen der Erkenntlichkeit. Er hatte mit dem Blicke das Maß genommen — und sehen Sie nur, wie sie passen! Hübsch von dem Manne, nicht wahr? Sehr ungewöhnlich in dieser unsaubren Welt. . . . . Es ist Zeit. Guten Morgen!"

Der Mann ging, offenbar eines jener unglücklichen Originale, die man so oft in der Nähe der Spielbanken trifft. Und so war mir doch noch das Räthsel gelöst worden, das mich so lange beschäftigt. Die Stiefel, die mich Nachts mit Schrecken erfüllt, die ich für die Beute eines Missethäters gehalten, sie waren die Widmung eines dankerglühenden Schuhmacherherzens und der wohlverdiente Lohn wissenschaftlicher Bestrebungen.

# Ein Besuch in Elm.

Donnerstag, 15. September 1881.

Den gestrigen Tag, den dritten nach der Katastrophe, habe ich bei herrlichem Wetter zu einem Ausfluge nach der Unglücksstätte von Elm benützt. Sieht man sich auf der Karte die kurze Spanne Raumes an, wird man kaum glauben, daß man vom Bodensee aus, trotz aller Benützung der Eisenbahn, anderthalb Tage zur Erreichung des Zieles braucht.

Um gleich bei grauendem Morgen weiter zu können, hatte ich den Abend zuvor nach Lindau, von da hinüber nach Rorschach und auf der Rheinthal-Linie weiter nach Sargans fahren müssen. Die Schweiz hat keine Nachtzüge, denn sie bedenkt ihre Hoteliers. Jeder Mensch auf ihrem Grund und Boden soll unter einem Dache schlafen. Nach wenig Stunden Schlafes war ich wieder auf den Füßen, der Himmel versprach Gutes.

Von Sargans, dem Gabelpunkte der Rheinthal- und Linth-Linie, gelangt man bald an die

Ufer des Wallensees. Er liegt melancholisch da zwischen seinen grauen Felsmauern; von Murg bis Untertrogen jagt der Zug durch zahlreiche Tunnels. Ich ziehe mich in eine Ecke zurück und gedenke Heinrich Simon's, der in diesen Wellen sein Grab gefunden.

Gegen Sieben war ich in Wesen, dem Knotenpunkte nach Zürich und Glarus. Ich benütze einen einstündigen Aufenthalt zu einem Gange nach dem romantisch gelegenen Kloster Mariahalden und mache auch dem Hotel „zum Speer" meinen Besuch. Alles erinnert mich an längst vergangene, aber unerfreuliche Zeit. Die „Pension", die ich gleichsam in ihrem Kindesalter gekannt, ist zur stattlichen Dame herangewachsen, nun aber von den sommerlichen Gästen bereits verlassen. Vorgestern hatte das Haus noch sechzehn Gäste, heute ist die Zahl derselben auf sechs herabgeschmolzen, in einigen Tagen vielleicht wird hier schon geschlossen.

Endlich geht es nach Glarus weiter. Auch diese Stadt habe ich lange nicht gesehen. Damals war sie kahl und uniform aus dem Schutte des großen Brandes erstanden, heute sehe ich den Platz zwischen Bahnhof und Stadt durch wunderschöne Anlagen verziert. Aber der düstere Charakter des Ortes am Fuße des großartigen, finsteren Glärnisch ist nicht zu mildern.

Um nach Gschwanden weiterzufahren, aber-

maliges Umsteigen; man kommt von der Vereinigten Schweizer Bahn auf die Nordostbahn. Das Gedränge in der Halle ist enorm, Alles will nach Elm; die Waggons werden gestürmt wie an einem Schützen- oder Sängertage. In Gschwanden, das man bald erreicht, abermals eine bedeutende Fabriksstadt zwischen schauerlich wild aufstarrenden Bergen, heißt es die Bahn verlassen und einen Wagen suchen. Viele Gefährte aller Gattung und Beschaffenheit stehen auf dem Platze; für die Menge derer, die da suchen weiterzukommen, ist aber ihre Zahl zu gering. Die Post mit ihren Beichaisen ist schon besetzt, Leiterwagen werden ein gesuchtes Vehikel, doch auch an diesen gebricht es. Viele, die mit Fahrabsichten gekommen, müssen sich entschließen, die drei guten Stunden bis Elm zu Fuß zurückzulegen. Ich habe es als großen Glücksfall zu betrachten, daß ich in den Wagen eines jungen Mannes aus Gschwanden einsteigen konnte, der große Kisten mit Bouquets, d. h. Blumenspenden für das Grab seiner Verwandten mit sich nimmt.

Von Gschwanden nach Elm führt eine jener vortrefflich angelegten Poststraßen, auf welche die Schweiz stolz sein darf. Sie steigt das schluchtähnliche Thal, in dessen Tiefe die wilde Sernft braust, langsam und vorsichtig hinan. Einzelne schön gearbeitete Steine bezeichnen die Brüstung, die ja auch einen ernsten Sturz in die Tiefe nicht aufhalten könnte. Zu beiden Seiten bilden grüne

Matten, allenthalben mit hausgroßen Blöcken besäet, den Abhang, darüber steigen Wälder empor und furchtbare Felsmauern. Eine schöne Aussicht folgt der andern. Zurücksehend gegen Gschwanden hat man einen Blick auf ganz weiße, silbern blitzende Gebirge, das sind die Clariden; ganz vergletscherte Riesenwildbäche stäuben von der Höhe nieder, ihr Wasser in der Tiefe mit dem der Sernft zu vereinigen. Diese Bergwildniß trägt aber alle Zeichen der Civilisation: Webereien, Spinnereien benützen die Wasserkraft. In Engi, wo sich das Thal erweitert, erblickt man stattliche Fabriken, mit Gärten umgebene Häuser, ein schloßähnliches Schulhaus. Man nähert sich den „letzten Dörfern", aber es sind nicht Dörfer wie in Tirol, Piemont oder Savoyen.

Unser rascher Wagen hatte die Fußwanderer und die längst vorausgegangene Post überholt; er wäre allen übrigen Gefährten vorangekommen, wenn nicht eines unserer Pferde gestürzt wäre, wobei es sich beide Knie blutig geschlagen. In Engi muß dem armen Thiere die Wunde gewaschen und mit Holzkohle eingerieben werden. Ein solcher Unfall, eine Elle seitwärts vom Abgrunde, erregt immer einige Gemüths-Alteration.

Es ist Mittag geworden, ein Tag von herrlicher Klarheit, wahrlich im schärfsten Contraste stehend zu dem traurigen Ziele, dem wir zustreben. Der „Friede der Natur" blickt uns an. Indeß hat

sich ein ungeheuerer Gebirgsstock vor uns aufgestellt. Sein unterer Theil ist mit Matten bedeckt, der höhere bewaldet, oben geht er in ganz verwitterten, phantastisch gezackten Hörnern aus. Das sind die Tschingelhörner, darin das berühmte Martinsloch, durch welches drei Tage im März die Sonne zu sehen ist. Auf der Flanke des Berges hat eine theils braune, theils aschgraue Fläche schon lange meine Aufmerksamkeit erregt. Aus der Mitte derselben dampft es fortwährend in die Höhe. Diese Fläche, etwa 1500 bis 2000 Fuß über der Thalsohle, ist die Abbruchstelle, und die aschgraue, wallende, quirlende Wolke ist der aufsteigende Staub, weil der Berg noch immer „in Bewegung" ist.

Wir sind beim Dorfe Matt. Hier ist die Straße, die ja bald unprakticabel wird, für Fuhrwerke abgesperrt. Es gilt aussteigen und längs der grünen Berghalde auf einem in den letzten Tagen gebahnten Steige uns der Unglücksstätte nähern. In einem Zuge von mehreren hundert Personen gehen wir am Waldessaum über Stock und Stein vorwärts.

Aus einem der letzten Häuser des Dorfes Matt ist uns ein Mann entgegengekommen, er ist ein Uebriggebliebener, der sich hieher zu Freunden gerettet. Er ist ein Fünfziger, stark und stämmig, wie denn überhaupt hier ein besonders starker Menschenschlag von nicht zu beugender Art daheim gewesen sein soll. Er steht da in Hemdärmeln,

in einer Weste von rauhem Wollgarn, eine Gruppe sammelt sich um ihn, er hat das Bedürfniß, zu erzählen, wie er Weib und Kinder verloren, sein Haus verloren, und wie Alles zuging. Ich verstehe ihn äußerst schwer, in der Hauptsache sagt er Folgendes: Schon seit einiger Zeit hatten sich gefahrdrohende Risse im Waldbestande oberhalb dem Plattenberg in Elm gezeigt. Der Cantonsförster erklärte den Fortbetrieb des Schieferbergwerkes für gefährlich. Sonntag war das Erdreich, durch vorausgegangenen Regen erweicht, in beständiger Bewegung. Abends zwischen Fünf und Sechs sah man plötzlich in der Höhe Wald und Boden sich bewegen, wie wenn ein heftiger Wind durch ein Kornfeld geht; sofort stürzte der ganze Wald herunter und gleichzeitig der mächtige Felskopf über dem Schieferbergwerke. In zwei Minuten war Alles da! Alles da! Er hat es gesehen, als er von der Alme herunterkam. Wie eine ungeheure schwarze Lawine ging es herunter und sein Haus war nicht mehr! „O," sagte der Mann, „wäre ich doch bei den Meinigen daheim geblieben! Das war mein erster Gedanke." Auch andere Häuser, die nächstliegenden im Unterthale, waren verschüttet. Eine Menge Menschen eilte zu Hilfe — er sah sie — da löste sich eine zweite Erdmasse ab, wälzte sich mit rasender Schnelligkeit gegen die Straße und das Dorf hin, und das ganze Unterthal, Häuser, Ställe, Menschen, waren im Schutte begraben.

Das neue Quartier im Eingange des Dorfes war wie weggeblasen, verschwunden! Wenigstens 30 Firste und 150 Personen hat es getroffen . . .

Ich ging weiter und gewann bald einen Ueberblick über die ganze Zerstörungsstätte. Sie bildet ein ungeheures Dreieck, deren Grundfläche gegen die Tschingel-Alm, dessen Spitze gegen das Thal zu liegt, jede Seite mindestens eine halbe Wegstunde lang. Die ganze Thalsohle ist mit Schutt bedeckt, der 30 bis 40 Meter hoch liegen mag. Das Ganze gleicht einer niedergegangenen Lawine oder einem festgestauten Eisstoße von grauschwarzen Schollen. Zwischendurch sucht sich die aus ihrem Lauf gedrängte Sernst ihren Weg und hat seitwärts im sogenannten „Moos" einen ziemlichen See gebildet. Große Blöcke ragen wie Hügel heraus, das Uebrige ist Schutt und Trümmer. Auf dem schwarzen Schuttfelde liegen Dachstühle, Balken, Bretter, Jalousien, zerriebene Möbeltheile umhergestreut. Ein Haus, ganz neugebaut, ist scheinbar ganz, aber nach vorne übergeworfen, andere Häuser stehen kreuz und quer vom ungeheuren Luftdruck gehoben und versetzt. Das war das ungeheure Grab der Verschütteten.

Weiter ab stehen noch einige Häuser aufrecht — darunter die Kirche, das Wirthshaus. Sie sind leer und todtenstill, gänzlich geräumt; die Uebriggebliebenen haben sich nach Hintersteinerbach geflüchtet.

In dem ungeheuren Trümmerfelde waren einige Leute mit dem Sprengen größerer Blöcke beschäftigt, um die Sernft einigermaßen wieder freizumachen. Die Anstrengung dieser Wenigen, einer so ungeheuren Zerstörung zu steuern, hatte für mich etwas Unheimliches. Indessen hallte es von der Abbruchsstelle her mit furchtbarem, lange nachhallendem Donner. Es waren neue Rutschungen, wie sie unaufhörlich stattfinden. Einzelne Blöcke rollen aus höheren Lagen in tiefere, da stäubt es, und die aschgraue Wolke am Bergabhange dampft stärker als zuvor.

Der Donner und die Flucht der Menschen ringsum hatten einen Menschen keinen Moment gestört, der unter mir im Vordergrunde im Schutte umherwühlte. Es war ein Mann, der auf dem Platze grub, wo sein verschwundenes Haus gestanden. Man hörte seine Eisenstangen klirren. Ist es ein Verrückter, der seine Todten so auswühlen will? Nein, er „plündert". Dies Wort hat im Alemannischen eine dem Schriftdeutschen fast entgegengesetzte Bedeutung, es heißt: in Sicherheit bringen. Der Mann versuchte, aus seinem Hausrathe noch etwas zu retten.

Als ich den Armen so verzweiflungsvoll arbeiten sah, wendete ich mich an einen neben mir stehenden jungen Mann aus den besseren Ständen. „Es ist ein Jammer," sagte ich, „diese verzweifelten Anstrengungen zu sehen! Ich weiß, die Schweiz

ist die Schweiz . . . Bei uns wären längst Abtheilungen von Soldaten, von Pionieren da, dem Flusse den Lauf zu ebnen, die Blöcke zu sprengen."

„Für solche Arbeit," erwiderte der junge Mann mit verächtlichem Lächeln, „würden sich unsere Soldaten bedanken."

„Deutsche Soldaten," versetzte ich, „vermuthlich auch Franzosen — würden ihre Ehre drein setzen. Es kommt eben Alles auf den Standpunkt an."

Damit ging ich weiter meinen Weg um die ganze zugängliche Seite des ungeheuren Grabes. Im grellsten Contraste zu all diesem Grauen standen der blaue Himmel, der herrliche Wald. Es muß ein idyllisch schönes Thal gewesen sein, dies Elm mit seinen uralten Ahornen! Man darf sich den Ort nicht als ein „Gebirgsdorf" vorstellen, es war eine sehr ansehnliche Gemeinde. Sie hatte keine sehr reichen Leute, aber auch keine Armen. Die herrlichen Matten ringsum ernährten den schönsten Viehstand. Das Schieferbergwerk, in welchem über hundert Menschen beschäftigt waren, repräsentirte einen Werth von Hunderttausenden, es lieferte ein vorzügliches Material, das weit über die Grenzen versendet wurde.

Heute um Neun hatte das Begräbniß der aufgefundenen Leichen, wenn man zerrissene Glieder so nennen kann, stattgehabt. In zwei Massengräbern wurden sie in die Erde gesenkt. Nur wenige Menschen

waren anwesend. Mitten in der Leichenrede erfolgte ein furchtbarer Schlag, der Berg regte sich wieder. Die Anwesenden suchten das Weite, und der Pfarrer brach seine Rede ab. Es muß nicht leicht gewesen sein, sie zu halten und die Katastrophe mit der christlichen Vorstellung einer über den Menschen wachenden Vorsehung zu vereinigen.

Sehr ernst, mit einer niederdrückenden Empfindung trat ich den Rückweg von dieser Scene eines ungeheueren Jammers an. Die Existenz auch der Ueberlebenden muß als vernichtet betrachtet werden, jede Aussicht in die Zukunft ist ihnen abgeschnitten. Die Bergwand, welche den Leuten ein Quell des Reichthumes geworden war, ist ihre Verderberin geworden, sie ist nicht mehr in Ruhe zu bringen. Elm hat eigentlich heute schon ein Ende genommen wie das schöne, reiche Plurs, das eine zwanzig Meter hohe Schuttlage bedeckt. Bald dreihundert Jahre sind es her, daß das verschüttet wurde; an der Stelle der üppigen, in Liedern gefeierten Stadt steht jetzt ein schöner, schattiger Kastanienhain.

## Spaziergänge durch Amsterdam.

Der Zug, der pfeilschnell die von Weilern, Canälen, Windmühlen belebte Fläche durchschnitten, verlangsamt sich und pfeift, das Coupé wird aufgerissen. Wären wir wirklich schon angekommen? Meiner Uhr nach, die noch in Köln richtig zeigte, hätte ich mich noch eine volle Viertelstunde zu gedulden gehabt. Doch ja, wir sind schon auf der Außenstation nahe der Amstel und haben nur noch einige Minuten zur Centralstation weiterzufahren. Ein weiter ruhender Seespiegel, von der sinkenden Sonne goldig und roth gestreift, zeigt sich dem Blicke, Docks erscheinen und ein Mastenwald, Schiff an Schiff, wir fahren auf einem Damme mitten durch den Wasserspiegel, Stadttheile, von Canälen durchschnitten, zeigen sich; da halten wir endlich, Alles drängt zum Ausgange.

So bin ich denn wirklich in der Stadt, die zu sehen ich seit undenklicher Zeit gewünscht habe! Ihr erster Eindruck ist groß, jedenfalls der einer Weltstadt, was sie schon im siebzehnten und acht-

zehnten Jahrhundert vor Paris und London gewesen und unleugbar heute noch ist. Unübersehbar dehnt sich das Häusermeer, aus dem Thürme und Kuppeln emporragen. Dem, der aus dem Bahnhofe herausgeht, tritt dieses Bild im weiten Halbkreise entgegen, und zwar originell im höchsten Grade. Hoch und schmal, meist nur mit einer Front von drei Fenstern, präsentiren sich die Häuser mit den breiten, seltsam verschnörkelten Giebeln. Mit dem rothen, dunkelbraunen, oder gar schwarzen Backsteinbau, dessen Mörtellinien aufs sorgfältigste weiß bemalt sind, hat uns der Aufenthalt in Holland bereits bekannt gemacht, aber nirgendwo war noch der Anstrich so grell und herausfordernd, alle Façaden sind tief schwarz, dagegen treten die hellangestrichenen Thür- und Fensterumrahmungen grell hervor. Dabei besteht jede Hausfront fast nur aus Fenstern, die sozusagen von Stockwerk zu Stockwerk ragen, daß nirgends Platz für ein Schild, eine Firmatafel übrig bleibt. Nirgends ein Erker, ein Balcon. Auf den Giebeln dagegen Vorrichtungen zum Auf- und Abwinden. Das Originellste aber ist die Haltung der Häuser. Dort neigt eines das Haupt nach vorne, dort lehnt eines an dem ihm zugekehrten Nachbar, da und dort ist eine Gruppe wie dem Zeichenbuche eines Schülers entnommen. Alles Wirkung des nachgiebigen Bodens — wir sind ja in der Stadt, die auf Pfählen ruht.

Eine Droschke, die schwer aufzufinden war,

führt mich über Brücken, den Grachten, den langen mit Alleen besetzten Canälen entlang, dem Herzen der Stadt zu. Der Samstag macht Alles doppelt lebendig, das Quartier gleicht einem wimmelnden Ameisenhaufen. Schiffer und Dirnen treiben es ziemlich arg. Doch schon biegen wir um eine Ecke, wir kommen in anständigere Regionen, ja in reiche und prachtvolle. Wir gelangen auf den „Dam“ und das Erstaunen des Reisenden wächst, wenn er sieht, wie hier auf in den Sumpf geschlagenen Pfählen Plätze geschaffen, Straßen gezogen, Paläste hingesetzt worden sind, die denen jeder andern Großstadt ebenbürtig. Den prachtvollen „Dam“ begrenzt das graue, feierlich ernste ehemalige Stadthaus, von dessen Thurm ein vergoldetes Schifflein herabsieht. Welch seltsame Thürme! aus bizarr geformten Stockwerken übereinander gethürmt. V. Hugo hat einst gesagt, die vlämischen Architekten pflegten successive ein Richterbarett, eine umgekehrte Salatschüssel, eine Zuckerbüchse, eine Flasche und eine Monstranz übereinander zu stellen. Das ist etwas übertrieben, etwas Wahres ist daran. Und von diesem Thurme ertönt ein Glockenspiel wie die Musik einer riesigen Spieluhr — seine Quadermauern ruhen auf mehr denn dreizehntausend Pfählen. Drüben ragen die neue Kerk, die Börse. Hier öffnet sich die glänzende Kalverstraat, die Rue St. Honoré in Amsterdam, und entzündet schon ihre Gaslaternen und die tausend und tausend Gas-

flammen ihrer Verkaufsgewölbe. Wohin man blickt, Leben und Bewegung. Die märchenhafteste aller Pfahlbauten, die je über lockeren Sand, Morast und Wasser errichtet worden, ist eine Wahrheit, und man muß sie gesehen haben, um an sie zu glauben . . .

* * *

In Amsterdam ist nie Glockengeläute zu vernehmen — auch Sonntags nicht. Als ich mich nach der Ursache dieser auffallenden Erscheinung erkundigte, wurde mir eine Antwort zu Theil, die gar wunderlich klang: es soll dies seit alter Zeit so sein und der Juden wegen geschehen, denen der Klang der Christenglocken nicht gefällt. Verhielte sich das wirklich so, so stünden wir vor einer Verzichtleistung der herrschenden Classe im Sinne der Gleichberechtigung, wie sie nicht größer gedacht werden kann.

Aber eigentlich: was soll das Glockengeläut in unseren Tagen, wo jeder Mensch seine Taschenuhr hat? Die Glocken stammen aus einer Zeit, wo es überhaupt keine Uhren gab. Da mußte der Gemeinde gesagt werden, jetzt kommt, jetzt ist's Zeit! Es ist eigentlich schimpflich für den Clerus, daß er solch einen Lärm machen muß, die Gläubigen in die Kirche zu rufen. „Ins Theater rufen keine Glocken."

Unstreitig hatten die Juden, die noch heute

in Amsterdam eine einflußreiche Körperschaft bilden und ein Zehnttheil der Bevölkerung ausmachen, hier in den zwei vorangegangenen Jahrhunderten die größte Rolle gespielt. Hieher brachten die in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts aus Portugal Vertriebenen ihre unermeßlichen Schätze. Hier, wo ihnen ein unbedingtes Recht freier Religionsübung zugestanden wurde, fanden sie sozusagen ihr zweites Jerusalem. Sie bauten die zahlreichen Synagogen, die heute noch stehen, und waren in ihren eigenen Kreisen so unduldsam als möglich. Alte Tracht, alte Judensitte muß sich hier lange ungeschwächt erhalten haben. Aus der Amsterdamer Judenstadt holte sich Rembrandt die ihm so theuren Typen seiner alten Rabbinen. Mit ihren weißen Bärten und hohen Turbanen stattet er auch die hohen und niederen Priester auf seinen alttestamentlichen Bildern aus. Welcher Ernst, welche feierliche Würde ist diesen Männern zu eigen! Noch heute zeigt uns Rembrandt's „Jüdische Braut" im Museum van der Hoog, wie orientalisch prächtig sich das Volk Israel in Amsterdam zu kleiden gewohnt war.

Noch besteht das alte Judenviertel und wird fast ausschließlich von Juden bewohnt, aber von dem Reichthum, der dort zu Hause gewesen, habe ich nichts zu sehen bekommen. Die Kinder Israels füllen die nicht allzu breiten Gassen, sie stehen vor ihren Läden, der Fremde wird umringt und

mit Anerbietungen verfolgt. Nirgendwo der Anschein regelmäßiger Arbeit. Aussicht auf einen möglichen Gewinn wird regelmäßiger Thätigkeit vorgezogen. Jahrhunderte des Aufenthaltes unter anderen Klimaverhältnissen haben den Typus des Stammes nicht verwischt, der Aufenthalt unter dem Seife und Wasser am meisten begünstigenden Volke hat dem Sohne Israels keine größere Liebe zur Reinlichkeit beigebracht. Man befindet sich buchstäblich unter einem anderen Volke. Da und dort schiebt Einer seine gemischte Waarenhandlung auf einem Karren vorwärts und schreit aus Leibeskräften, obgleich ihn Niemand zu beachten scheint. Ein Mann in den mittleren Jahren drückt mir im Vorübergehn seine Geschäftskarte in die Hand. Er empfiehlt sich als „Kaufmann in Cigarren und Zuckerzeug, Grünzeug, Sauerkraut, Käse, Alt-Eisen, Lumpen und Knochen, er thut Botengänge für die Nachbarn, schneidet Vögeln die Zungen, Hunden und Katzen die Schwänze, ist ziemlich erfahren im Schneiden von Hühneraugen; seine Frau hält Schule für Kinder, setzt Blutegel, liest Ungebildeten die Briefe vor." Hier folgen Kinder rudelweise einem im Gehen ein Lied absingenden kleinen buckligen Blinden. Es waren Physiognomien, waren Bilder, wie ich sie vor Jahren in der Prager Judenstadt betrachtet und seitdem nicht wieder. Gerne hätte ich das väterliche Haus Spinoza's, gerne die Synagoge gesehen, vor deren Schwelle sich Uriel Acosta nieder-

setzen mußte, damit seine Glaubensgenossen über ihn hinwegschreiten konnten; aber Niemand wußte mir diese Stätten zu nennen.

Auch die Diamantschleifereien zu sehen, die zumeist von Juden betrieben werden, war hier nur Nebensache; meine wiederholten Gänge in die Judenstadt hatten einen andern Grund. Ich spähte nach alten in Amsterdam erschienenen Büchern und Broschüren. Dabei handelte es sich nicht um kostbare Elzeviers, die ja sämmtlich in den Händen bekannter Antiquare sind. „Imprimé à Amsterdam", „gedruckt zu Amsterdam" — es kann auch à la Haye (in dem Haag) sein — wo ein Bücherfreund diese drei Worte auf dem Titelblatte eines Buches aus dem vorigen Jahrhundert erblickt, da hält er gewiß die alte Scharteke fest und sieht sie sich näher an. Denn was sonst nirgendwo gedruckt werden durfte, erschien in Amsterdam oder im Haag. Aufklärer, die den Kampf mit dem Dogma ihrer Zeit aufgenommen, Opfer der Politik, die sich durch Pamphlete rächen wollten, Staatsmänner und politische Frauen, die sich in Memoiren vertheidigen wollten, alle flüchteten vor Zeiten ihre Manuscripte hieher, in das Land der freien Presse, die alte Arche der Freiheit. Oft genug war das „gedruckt in Amsterdam" nur fingirt, meistens jedoch waren die Bücher wirklich aus Amsterdamer Pressen hervorgegangen. Nicht ganz unvorbereitet auf diesem Felde, war ich hergekommen, dies und das von

alten Ausgaben zu suchen, als auf dem Orte, wo es noch am wahrscheinlichsten zu finden, und ich bereue in dieser Hinsicht meine Wandelingen door die Jadenbriestraat nicht. Mich des Näheren über das, was ich gefunden, zu verbreiten, sei einer späteren Zeit vorbehalten.

* * *

Mein Leben lang bin ich Rembrandt nachgegangen wie keinem anderen Maler, und so ist es selbstverständlich, daß ich schon am andern Tage das Ryks-Museum aufzusuchen ausging, wo die hervorragendste Gemäldesammlung Hollands aufgestellt ist.

Es ist gegen Neun. In der Gasse, in die mich der Zufall verschlagen, hatten sich das wilde lärmende Leben und Treiben, das Singen und Johlen, die Wirthshausmusik, auch Drehorgeln und Pianos erst gegen halb Drei beruhigt; jetzt ist die Gasse beinahe öde und fast still. Man vernimmt nicht einmal sonntägliches Glockengeläute. Kein Kaffeehaus ist noch bereit, Gäste zu empfangen; in den Localen, die eben geöffnet werden, stehen noch Tische und Stühle in Unordnung — man kennt in Holland nur ein Frühstücken zu Hause. Nur die Verkäufer von Erdbeeren, Gemüsen, Seekrebsen rufen, ihren Karren vor sich herschiebend, ihre Waare aus. Auch die Hausmägde, jede mit einem weißen Häubchen auf dem Kopfe,

sind thätig; sie waschen und bürsten das feinausgelegte gelbe Backstein-Trottoir, sie fegen die Dielen in den Erdgeschossen und bestreuen sie mit weißem Sande. Ihr Leben ist ein ewiges Putzen, Schrubben, Waschen, Bürsten, Ausklopfen und Fittigen, denn hier ist Reinlichkeit Religion.

An einem Platze vorüberkommend, wo ein altes Haus demolirt worden ist und ein neues aufgeführt wird, gelange ich dazu, mir von hiesiger Bauweise einen Begriff machen zu können. Ich blicke hinter die Brettereinfriedung — nichts, buchstäblich nichts ist zu sehen, als Morast und lockerer Sand, aus welchem schmutziggraues Wasser emporquillt. In diese infecte Masse werden, enger oder weiter auseinander, je nach dem Bedürfnisse des Baues, Pfähle von zehn bis dreizehn Metern Länge eingetrieben, bis sie auf festen Grund stoßen. Stehen sie fest, wird über ihre Köpfe weg eine leichtgewölbte Decke von Ziegeln aufgemauert und darauf das dünnwandige Haus gestellt. Heute ruht die Arbeit, aber da steht der Heiblok, die Ramme oder Katze, welche die Pfähle eintreibt, indem sie einen centnerschweren Block auf sie herabfallen läßt, daneben steht der große eiserne Ofen, der dazu den Theer kocht. Man sieht das Alles, aber man will noch immer nicht begreifen, wie in solcher Ausdehnung der Kampf mit dem tückischesten aller Grundwasser durchgeführt werden konnte. Könnte das Auge in den Boden sehen und das Zugedeckte

wahrnehmen — was würde es erblicken? Auf neunundneunzig morastigen Inseln, die durch dreihundert Brücken mit einander verbunden sind, einen ungeheuren, meilenweiten Wald von abgestutzten Bäumen, sämmtlich aus Norwegen herübergeführt, und darauf gestellt eine Stadt mit Gartenanlagen und Plätzen, ja mit gewaltigen Palästen!

Wohl in keiner Stadt ist es schwerer, sich zurechtzufinden, als in Amsterdam, wo man verhältnißmäßig wenig Thürme sieht und die Häuser alle nach Einem Vorbild gebaut, die Canäle mit ihren Ulmen-Alleen und ihren Brücken einander so gleichen. Ich habe endlos nach dem Museum zu fragen und irre ihm, wie es scheint, auf den größten Umwegen entgegen. Und doch ginge, wie ich bald darauf erfahre, Alles so leicht! Es fehlt nur der gehörige Schlüssel: dem Palais gegenüber, die Damstraat entlang, immer gerade aus, drei Brücken gekreuzt, dann links gewendet, und das graue Trippenhuis (Treppenhaus) ist gefunden. Die Räume desselben sind unzugänglich; man hat den unschätzbaren Besitz an Kunstwerken in drei engen Stockwerken unterbringen müssen.

Endlich stehe ich vor dem Meisterwerke, das ich suche. Rembrandt's „Auszug der Schützencompagnie". Merkwürdigerweise hat man ehedem geglaubt es sei eine Nachtscene bei Fackelbeleuchtung, woher es denn auch den Namen „die Nachtscharwache, Ronde de nuit" erhielt. Aber dem ist nicht so.

Die Leute haben sich in der Halle versammelt und draußen ist heller Abendsonnenschein. Man blickt in die Halle des Gildenhauses, in die das Tageslicht, echtes Tageslicht, durch ein dem Beschauer unsichtbares Fenster einfällt. Es mag am Spätnachmittag sein, Alles drängt dem Ausgange zu. Vorn im schwarzen Koller marschiert der Capitän Franz Baning Cook, ihm zur Seite steht im gelben Büffelkoller sein Lieutenant. Nur diese und noch ein paar Figuren im Vordergrunde sind beleuchtet, aber man blickt in das Bild und entdeckt, wie das Auge sich an den Ton gewöhnt, immer neue Umrisse und neue Gestalten, die aus dem Halbdunkel auftauchen. Der Fähnrich hebt die grüne Schützenfahne empor, ein Schütze ladet die Arkebuse, der Tambour schlägt den Wirbel. Einem jungen Mädchen in reicher Kleidung, vermuthlich Cook's Töchterlein, das einen Hahn im Gürtel, wahrscheinlich den Schützenpreis, trägt, einem Geschöpfchen voll Grazie und Anmuth, wird Angst in der Gruppe der Männer; auch ein Knabe, mit einer Blechhaube vermummt, macht sich davon. Ein einfacher, ja unbedeutender Act ist, ich weiß nicht durch welche Magie der Farbe, zur wunderbarsten Wirkung gebracht. Was soll man sagen? Ist es Realismus? Gewiß nicht. Die Schützen, welche ihre Porträts haben wollten, werden sehr unzufrieden mit dem Bilde gewesen sein, denn hier ist der Lichteffect Hauptsache geworden. Es ist

Realismus, denn die lebendigste Wahrheit tritt uns entgegen. Und ist es wieder nicht! Wo zeigt die Wirklichkeit diese wie durch ein Goldmedium hindurchgegangenen Töne?

Und dem „Schützenauszuge" steht ein Bild gegenüber, das sich beinahe mit ihm messen darf. Es ist dies das „Festmahl der Bürgerwacht", die „Schuttersmaaltijd", von Bartholomäus van Helst, ein Riesenbild, das fünfundzwanzig Personen, in Lebensgröße gemalt, durchgängig Porträts, in lebendigster Bewegung zeigt. Amsterdamer Schützen (Schutters) feiern am 18. Juni 1648 durch ein Festmahl in der St. Jorisdoelen, dem St. Georgs-Schützenhause, den Abschluß des westfälischen Friedens. Wie glücklich sie sind, daß der Krieg beendigt. Zufriedenheit strahlt in allen Gesichtern. Nie wieder hat sich Bartholomäus van Helst, einst der Lieblings-Porträtmaler der reichen Amsterdamer, zu einem ähnlichen Meisterwerke aufgeschwungen. Indeß ist sein Bild der reine Gegensatz zum Rembrandt'schen. Van Helst ist völlig selbstlos, er gibt uns das reine Spiegelbild eines lebensvollen Vorganges, nichts weiter. Er zeigt uns die Realität ohne die geringste Zuthat seiner Subjectivität. Beide Bilder gesehen zu haben, ist ein Ereigniß im Leben und ganz allein die Reise werth. Wer Bartholomäus van Helst's „Schuttersmaaltijd" gesehen, hat wirklich mit den Amsterdamer Schützen beim frohen Mahle gesessen, hat von ihrem Weine

getrunken und von ihren Platten gegessen — wer auf der Wand gegenüber Rembrandt's Bild gesehen, hat mit Rembrandt's Augen einen flüchtigen, aber unvergänglichen Moment geschaut . . .

* *
*

Ein Seitenstück zur Fahrt durch den Canal Grande von Venedig ist unstreitig eine Fahrt auf der Binnenamstel, und kaum minder vergnüglich. An Stelle der romantisch unpraktischen Gondel tritt der moderne kleine Dampfer mit seiner bequemen Cabine, der Dampf ersetzt das Ruder. Wir fahren vom Rokin, dicht beim „Dam" aus, und wenn wir auf dem Wege keinen blauen Himmel über uns und keinen Blick auf Marmorpaläste haben, so ist doch rechts und links so viel Eigenthümlichkeit zusammengedrängt, daß unser ganzes Interesse in Aufregung kommt. So viel Originalität ist meines Wissens in unserem civilisirten und uniformen Europa nicht wieder zu finden. Man hat das Bild eines bürgerlichen und germanischen, aber lebendigen und sich stetig fortentwickelnden Venedig vor sich.

Venetianisch ist auch der Duft, der aus dem Wasser emporsteigt, venetianisch sind die Schnaken, vor denen man immer auf der Hut sein muß. Es ist eine gar trübe Wasserstraße, die wir hinabgleiten, und trüb, grau, regnerisch ist der Julihimmel, der auf uns niederblickt. Rechts und links

vom Rokin steigen die Zeilen der hohen, breitgiebeligen, tiefen, aber schmalfrontigen Häuser empor, dann und wann unterbricht ein größeres Gebäude im originellen holländischen Styl des siebzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts ihre grotesken Reihen, endlich erscheinen große moderne Paläste . . .

Aber keine melancholische Einsamkeit umfängt uns, wie auf dem Canal Grande, im Gegentheil, es pulsirt allenthalben, auf dem Lande wie auf dem Wasser, das regste Leben. Rechts und links ist jedes Haus ein Comptoir und ein gefülltes Waarenmagazin; in den Palästen sitzen Bank-Institute und Handelsgesellschaften oder es sind moderne Hotels. Das Trottoir ist voll hastiger, in Geschäften hineilender Menschen. Nun überholt das kleine Stoomboot die daneben fahrende Tramway. Dieses Hasten und Treiben gibt ein Bild der größten Thätigkeit; die Concurrenz von Schiff und Wagen innerhalb derselben Straße kommt meines Wissens sonst nirgendwo vor.

Lange sind wir zwischen ausgemauerten Kais hingefahren, die von waarenbelasteten Booten dicht besetzt sind. Der kleine Schlot des Dampfbootes hat immer wieder herabgelassen werden müssen unter niedrigen Brückenbogen, und wir haben unter denselben unsere Köpfe geduckt, wenn es auch nicht nöthig war. Da verbreitert sich der Canal, es öffnet sich die Aussicht auf immer neue, die Haupt-

linie kreuzende Grachten und auf die großen, luftigen, eleganten Stadttheile, die in jüngster Zeit in der Nähe des Frederiksplein entstanden sind. Dem Wasser und dem Sumpfe den Boden abgewinnen ist ja die eigenthümlichste Kunst und das specielle Genie des Holländers, seine Thätigkeit ruht nicht, und heidenmäßiges Geld macht das Unglaubliche möglich.

Wir streifen von ferne das Quartier der Millionäre. Diese sind in Amsterdam so zahlreich wie anderswo die kleinen Rentiers. Die Colonisten und Plantagen-Besitzer bringen aus Java ungeheures Vermögen heim. Die Rheder und Bankiers sind, ohne Amsterdam zu verlassen, Millionäre geworden. „Wie viel Tonnen hat die Tochter?" fragt man und bezeichnet mit dem alten Ausdrucke die runde Summe von zehntausend Gulden. „Zehn, zwanzig, dreißig Tonnen", ist die Antwort. Dennoch halten sich diese vielfachen Millionäre von dem protzenhaften Luxus ferne, dem man in anderen Hauptstädten begegnet. Ihre Häuser sind nicht ungewöhnlich groß, sie taufen sie nicht Palais, sie geben ihnen keine prunkvolle Einfahrt, die Livreen ihrer Dienerschaft stechen nicht hervor. Der Reichthum liebt es hier nicht, Lärm zu machen. In der Stille häuft sich Gold auf Gold; es herrscht nach Außen hin eine große Zurückhaltung, ähnlich wie in der Schweiz.

Immer breiter wird die Wasserstraße, wir

gelangen in das breite, großartige Bett der Binnenamstel. Das ist der Fluß, der Amsterdam den Namen gegeben, er steht mit allen Canälen in Verbindung und ergießt sich in das Y. Wie langsam er sich vorwärts bewegt, zeigen die großen schwimmenden Wiesen von Wasserlinsen. Das palastartige neue Amstelhotel steigt linker Hand vor uns empor, rechter Hand in der Ferne erblickt man mächtige Baumkronen, die sich im schwarzen Wasser spiegeln: man ahnt das Ende der Stadt.

Der Steuermann spricht mich als Landsmann an, er ist ein Mannheimer und möchte wissen, ob sich seine Vaterstadt stark verändert hat. Aber bei achtzehnjährigem Dienst auf holländischen Schiffen hat er sein Deutsch so sehr vergessen, daß ich ihn kaum verstehen kann.

Weit draußen — ich glaube, es ist die vorletzte Station auf der Bahn, die das kleine Stoomboot durchmißt — steht mitten in der Amstel ein Badhaus, das zugleich, wie hier öfter vorkommt, ein Kaffeehaus ist. Vorn auf dem Altan ist die Wirthschaft, seitwärts von der Treppe liest man: Toegang tot de Baden- und Zwemeinrichting (Zugang zur Bade- und Schwimmanstalt). Der allerliebste Punkt ist unbegreiflich wenig besucht. Lieblich ist es hier nach genommenem Bade — das das erstemal allerdings abschreckend ist: das Wasser der Amstel hat, in ein Gefäß geschöpft, die Farbe gelben österreichischen Weines — auf der offenen Holzgalerie

zu sitzen, von reinen Lüften erquickt, mitten im mächtigen, kaum bewegten Strom, aus dem die Widerspiegelungen der schönen breiten Baumkronen heraufschimmern. Die Verbindung von Wasser und Vegetation ist von höchstem Reize, ein seltenes Bild.

Man ist völlig der Stadt entrückt und doch ihr nahe. In wenigen Minuten kann man mitten in ihrem bewegtesten Leben stehen.

* *
*

Die Holländer sind das merkwürdige Volk, das, nur drei Millionen an Zahl, mindestens sechzehn Millionen Unterthanen in anderen Welttheilen beherrscht. Natürlich sind die Blicke der Holländer fortwährend den Colonien zugekehrt: auf dem Gedeihen derselben beruht zum großen Theile das Gedeihen Hollands. Im Vordergrunde des Gesichtskreises steht Nederlandsch Indie. Es hat seine Eisenbahnen, seine eigene Presse, seine Kriegsmarine, seine eigene Armee; alljährlich geht von Holland ein Contingent aus, die Lücken auszufüllen, die das verderbliche Klima in die Reihen reißt. Aber das sind freiwillige und geworbene Soldaten; hier muß nicht wie im übrigen Europa das Princip der allgemeinen Wehrpflicht für alle möglichen Eroberungszwecke herhalten und damit eine neue Form der Sklaverei schaffen . . . Einen Blick in die fernen, mit allen Reichthümern und Zaubereien, aber auch mit allen Schrecknissen ausgestatteten

Inselparadiese gewinnt Jeder, der die herrlichen zoologischen Gärten Amsterdams besucht; dort kann er die seltsame Thierwelt von Java, Sumatra, Borneo, Celebes, die phantastischen, juwelenfarbigen Vögel, die grausigen Fledermäuse, die furchtbaren Schlangen alle beisammen sehen. Als Beherrscher dieser Länder, die ihm theils schon ganz gehören oder über die er bereits seine Hand gelegt, hat der Holländer Fragen vor sich, von denen wir uns nichts träumen lassen. Wie die Reis-Ernte, die Kaffee-Ernte auf den Feldern um Samarang ausgefallen, wie sich die Dyaks von Borneo zur Regierung stellen, ob der mohammedanische Geist sich in den Bevölkerungen des Archipelagus regt, und was die Chinesen treiben, das sind hier wichtige Fragen. Die Verbindungen der Colonien mit dem Mutterlande immer fester und regelmäßiger zu gestalten, ist ein scharf ins Auge gefaßtes Ziel. Schon jetzt verbindet ein regelmäßiger Dienst Amsterdam mit Batavia; jeden Dienstag und Mittwoch kann man draußen am Y, in den Ritlanden, die ungeheuren ostindischen Dampfer besuchen und sie abfahren sehen. Die alte holländische Marine, einst eine von alten Seewölfen geführte Kriegsflotte und die stete Sorge Englands, ist eine großartige Colonial-Marine geworden.

An der Börse vorübergehend, finde ich, daß es an ihr im Vergleiche mit uns ruhig hergeht. Und doch höre ich, daß dort nicht selten binnen einer

Stunde an sechsmalhunderttausend Ballen Kaffee verkauft werden. Das sind doch Geschäfte, vor denen die binnenländischen zu Krämergeschäften herabschrumpfen . . . Allerdings haben Assecuranz, Dampf und Telegraph die alte Kaufhausromantik gründlich zerstört. Der aufgeregte Kaufherr aus dem Drama oder dem älteren Roman, der von seinen Schiffen keine Nachricht hat und im Verlaufe zweier Akte vom Millionär ein Bettler wird, um, wenn ihm der Dichter wohl will, im letzten Acte wieder ein reicher Mann zu werden, ist eine Figur aus alter Zeit. Alles geht jetzt ruhiger zu. Der Dampf hat nicht bloß die Entfernungen abgekürzt, er hat auch die Möglichkeit gegeben, fast auf den Tag das Eintreffen der Waare zu bestimmen. Der Telegraph bringt eine Nachricht, die sonst Monate brauchte, in kaum so vielen Stunden. Und sie ist kein Geheimniß mehr, sie ergeht an die gesammte Handelswelt. Und so beschränkt sich der heutige Kaufmann darauf, die Bedürfnisse des Consums zu decken. Dabei mag sich behaglicher und ruhiger mit Schiffen auf der See leben lassen, als dies in alter Zeit der Fall war.

In Amsterdam treffen die Fahrzeuge, welche auf verschiedenen Wasserwegen den Rhein herab- oder hinaufgehen, mit den überseeischen zusammen. Höchst interessant für den Binnenländer ist eine Wanderung am Hafen, sei es zu Fuß an der Buitenkant (Außenseite), wo sie Stunden in Anspruch

nimmt, sei es in Absätzen mit dem kleinen Steamer, der vom Damrak ausgeht. In den grandiosen Bassins an der Ost- und Westseite des Hafens, welche durch mächtig starke lange Dämme vom Y getrennt sind, liegen Tausende von Schiffen neben einander. Dieses Tauwerk, das sich vor dem Blicke in einander zu verschlingen scheint, dieser Mastenwald, die weißen und rothbraunen Segel, diese flatternden Wimpel, daneben die Comptoirs, Magazine, alle von der Thätigkeit der Menschen belebt, geben ein merkwürdiges Bild.

Barke liegt an Barke — auch dreimastige Schiffe werden „Bark" genannt — jedes hat seine Waare; hier wird ausgeladen, hier aufgenommen. Man sieht Berge von exotischem Nutzholz, riesige Ladungen von Petroleumfässern, hier spanisches Rohr, hier Getreide aus Rußland, hier schwedisches Eisen. Die holländischen Schiffe, die so proper und blank geputzt sind, erkennt man sofort. Nicht alle machen Seereisen, wir sind ja im Lande, wo aller Transport zu Wasser besorgt wird. Der Gärtner bringt sein Gemüse, der Milchverkäufer seine Milch in der Barke in die Stadt; auch der Umzug von einem Stadttheile in den andern findet zu Wasser statt. Zahlreiche Familien haben gar kein festes Haus, sondern leben im Boote. Diese sind wohnlichst eingerichtet. Aus den kleinen grünen oder roth bemalten Cajütenfenstern mit rein gewaschenen Vorhängen blicken Kindergesichter, die Frau

kocht ihnen auf dem Verdeck den Nachmittagskaffee. Man sieht selbst kleine Gärtchen und Blumentöpfe mit allerlei Gewächsen auf den Barken.

Weit draußen gegen den Doorvaart (nicht wie man glauben könnte „Thorwart", sondern „Durchfahrt") zu, zeigt sich der Schreiers-Toren (der Schreierthurm), jetzt Bureau des Hafen- und Dockmeisters. Er liegt an der Werft, von welcher die Schiffe in alle Weltgegenden fahren, und hat seinen Namen von dem Geschrei, das hier Weiber und Kinder bei der Abfahrt ihrer Gatten und Väter erhoben. Ich habe in den Ritlanden größeren Abfahrten beigewohnt, als es damals gab, aber kein lautes Geschrei, höchstens leises Weinen vernommen. Ist die Menschheit gefühlloser geworden oder hat sie sich mehr zu beherrschen gelernt?

Der sinkende Abend führt mich nun langsam schlendernd zu Vondel's Park hinaus. Wir sind hier im neuen Amsterdam, das mit dem Raum nicht spart wie das alte. Villen stehen inmitten geschmackvoller Anlagen, prachtvolle Teppichbeete leuchten hinter Eisengeländern hervor. Eine Trambahn durchzieht die Hauptstraße. Auf einem Terrain entsumpfter Wiesen ist hier seit den letzten Jahren eine Anlage entstanden, die ihresgleichen sucht. Im Mittelpunkt herrlicher Anpflanzungen, durch die sich stille Wasser schlängeln, ist das colossale Standbild Joost van Vondel's — des holländischen Dichters, dessen Name Jeder gehört, dessen Werke aber

Niemand gelesen hat — ringsum ziehen sich schattige Ulmen-Alleen. Tausende von Menschen bewegen sich heute in denselben vorwärts, von den Klängen einer Militärcapelle angezogen, die in einem Pavillon auf einer kleinen, aus einem klaren Teiche vorragenden Insel spielt. Indeß ziehen, unbekümmert um die Musik, Reiter vorbei, Kinder fahren in eselbespannten Kutschen, ganz kleine mit einem Gespann weißer Ziegenböcke. Vornehme Equipagen halten vor der Treppenflucht des großen Kaffeehauses. Wie einsam fühle ich mich in diesem Gedränge, seit zwei Tagen hatte ich kein deutsches Wort vernommen. Ich schritt über Brücken von leichter Eisenconstruction, die über die sich schlängelnden Wasser führen, und stand endlich gegenüber dem kleinen See, in welchem die Wipfel der Bäume und Tausende von fröhlichen Menschen sich spiegelten.

„Juffrouw, wenn es Ihnen beliebt," wendete ich mich an ein schönes Kind, das dicht vor mir den Klängen einer liedartigen Composition mit unverkennbarem Wohlgefallen zugehört hatte, „können Sie mir vielleicht den Namen des hübschen Musikstückes nennen, das man soeben gespielt hat?"

„Es ist die heimliche Liebe, Mynheer," war die freundliche Antwort in gutem Deutsch, „die heimliche Liebe, von welcher Niemand etwas wissen darf. Mich wundert, daß Sie das Lied nicht kennen, denn es ist sehr populär. So viel ich weiß, kommt es aus Wien."

„Es ist ein allerliebstes Lied, mein Fräulein, ein Lied, das mir noch lange im Kopfe herumgehen wird; ich hörte es heute zum erstenmale. Aber auch die, die es mir genannt, werde ich sobald nicht vergessen."

„Dazu, Mynheer, müßte doch unsere Bekanntschaft minder flüchtig sein . . ."

„Es läge nur an Ihnen, mein Fräulein, ihr eine längere Dauer zu geben . . ."

So gab ein Wort das andere, und nicht mehr ganz einsam wandelte ich von da ab durch Joost van Vondel's Park, ohne mich durch den Dichter einschüchtern zu lassen, der mich von seinem Postamente herab mit strenger Miene ansah. Aber vergebens sieht man sich bei Rückkehr aus diesem reizenden Orte nach einem Wagen um. Diese sind überhaupt in Amsterdam eine Seltenheit. In alter Zeit war der Wagenverkehr hier so gut wie verboten, man befürchtete, daß das Rollen der Räder die Fundamente der auf Piloten gebauten Häuser erschüttern könne. Nur den höchsten Staatsbeamten und den Aerzten war das Halten eines Wagens gestattet. Waren doch auch ehedem die meisten Gassen so eng, daß zwei Wagen nicht aneinander hätten vorüberfahren können. Die Fortschritte der Baukunst mögen diese Sorge unnütz gemacht haben, aber traditionell scheint man den Wagen heute noch für entbehrlich zu halten.

So wählt man für die Rückkehr die Tramway,

und auch solche Fahrt ist nicht ohne Reiz. Man sitzt unter luftigem Dache, in geräuschvoller Gesellschaft allein. Die Giebel ragen so seltsam in die mondklare Nacht. Alle Minuten kreuzt man auf einer Brücke einen Canal und sieht im schwarzen Wasser die endlosen Zeilen der Gaslaternen sich spiegeln. Die Kaufgewölbe funkeln, trotz der vorgerückten Stunde, noch im vollen Glanze. Ich kenne überhaupt keine Stadt, in welcher, wie in Amsterdam, die Nacht zum Tage geschlagen wird. Von 10 Uhr an steigert sich das Straßenleben zu immer lärmenderer Bewegung. Ich rede da gar nicht von den schlimmen Quartieren, in welchen zu dieser Stunde ein wahres Blocksbergstreiben sich entfaltet. Auch in den besseren Gassen der sogenannten Neß treibt sich das Volk umher, die Mädchen ziehen schaarenweise wie in London, aus den Cafés chantants heraus hört man die gellenden Stimmen bänkelsängernder Französinnen. Noch um Mitternacht strömen Herren und Damen in die großartigen, von Edison-Lampen taghell erleuchteten Räume der Restauration Krasnapolsky, hier Kras genannt. Erst mit der Polizeistunde, 2 Uhr, nimmt das Alles ein Ende. . .

* * *

Eines gibt es, was uns die Freude am Aufenthalte in Amsterdam, der so interessanten und originellen Stadt, wesentlich trübt: man hört so

viel reden vom Amsterdamer Fieber, das früher oder später Jeder durchzumachen habe, der dort bleibt. Es ist ein Malaria- oder Wechselfieber, das Niemanden hinrafft, doch, je nachdem, leichter oder schwerer überstanden wird . . . Wahrlich, gar manches Wissen ist vom Uebel. Nachdem man ein paarmal von diesem Fieberchen reden gehört, verliert man das schöne Behagen, beginnt da und dort ungesunde Ausdünstungen zu riechen, fängt an, sich zu beobachten. Zumal in Nächten, wenn eine im Zimmer eingeschlossene Schnake uns nicht schlafen läßt, wird man unruhig und glaubt schon die ersten Symptome einer heranziehenden Krankheit an sich zu erkennen.

Auch die Schnaken gehören nicht zu den besonderen Annehmlichkeiten Amsterdams. Es gibt deren zwei Arten: aus den einheimischen Grachten geborne, die sehr zahlreich, aber nicht bösartigerer Natur als die Rheinschnaken sind, und fremde, in den ostindischen Schiffen importirte: echte Mosquitos. Um von den letzteren gestochen zu werden, muß man schon Anlage zum Unglück haben und ein besonderer Pechvogel sein; mir ist es nicht begegnet. Man trägt dann eine große schmerzhafte Beule wochenlang herum.

Anfangs trug auch meine Wohnung dazu bei, mich zu verstimmen. Ich saß eigentlich im Käfig, zu welchem man mittelst einer Hühnersteige gelangte. Das Zimmer hatte auch gar keine festen Wände,

sondern war nur durch Tapeten auf drei Seiten von dem Nachbarzimmer geschieden; mir war, als ob ich zwischen drei spanischen Wänden wohne. Die Vorderseite dagegen war so gut als durchsichtig; die breiten, nur durch ganz schmale Mauerstreifen getrennten Fenster gingen beinahe bis auf den Boden.

Man macht sich von der zeltartigen Bauart der Häuser in den älteren Stadttheilen Amsterdams und von der in ihnen durchgeführten und durch die Schmalheit der Häuser bedingten Raumersparniß gar keine Vorstellung. Eng und fast senkrecht gehen die Stiegen herab. Als im Hause allmählich Zimmer frei wurden, gelangte ich in den zweiten und sodann in den ersten Stock, wo ich ziemlich gut aufgehoben war. Aber die großen, breiten, bis auf den Boden gehenden Fallfenster machten mir immer eine Empfindung, als ob ich in einen Glaskasten gesperrt sei.

Wenn ich in den ersten Tagen meine Hühnersteige herabkam, sah ich fast jedesmal ein junges schwarzes Mädchen, das ein weißes Tuch um ihr glänzend schwarzes Haar geschlungen hatte, aus einer Thür heraustreten und wie im Schatten wieder verschwinden. „Das ist," erzählte der Wirth, „das Kindermädchen einer englischen Familie, die mit sechs Kindern auf einem Segelschiffe von Ostindien gekommen. Sie hatten eine sehr schlechte Ueberfahrt; das Mädchen ist schwer krank davon, geht aber immer rastlos herum. O, was sind das für

Menschen!" rief der alte Herr. „Frömmere gibt es nicht auf Gottes Erdboden! Schenkt ihnen die Herrschaft bessere Kleider, so sagen sie, sie verdienten nicht dergleichen zu tragen. Weist man ihnen ein Bett an, so sagen sie, sie seien gewohnt, auf dem Boden nur auf einer Decke zu schlafen. Aber macht ein Kind nur: Hm, Hm, oder hustet es gar, schon ist so ein schwarzes Menschenkind auf und trägt das Kleine die ganze Nacht herum. Frömmere Geschöpfe gibt es nicht!"

Das Mädchen war eine Sundanesin. Diese senken immer Kopf und Augen vor dem Höhergestellten. Spricht er, dürfen sie den Blick einen Moment erheben, dann aber müssen sie mit gesenktem Kopfe zuhören.

Es war mir an dem Mädchen eine gewisse Erschlaffung der Züge, eine Mattigkeit des Blickes aufgefallen. Ich sah auch, daß sie in auffallender Weise jeden Blick vermied, fortwährend mit den Fingern nervöse Versuche machte und eigenthümlich lächelte.

„Was fehlt dem Mädchen?" fragte ich.

„Sie leidet," erwiderte der alte Herr, „am sakit latah, von dem Sie gehört haben werden."

„Im Leben nicht! Was ist das?"

„Es ist eine Krankheit der Malaien," erwiderte er. „Das ist eine gar eigenthümliche Menschenrasse und sie hat auch eigenthümliche Alterationen. Ihr Nervensystem ist sehr leicht verletzbar. Sakit

latah heißt auf Deutsch: das krankhafte Nachsprechen. Aber die Krankheit beschränkt sich nicht auf das Nachsprechen allein. Wenn der Patient durch lautes Anrufen erschreckt wird, kann er seine Augen, so gern er es auch möchte, von der andern Person nicht mehr abwenden und ist gezwungen, Alles, was ihm vorgesprochen oder vorgemacht wird, nachzuahmen. Sogar die angefangene oder nur gedachte Handlung muß der Kranke durchführen. Wissen Sie, ich habe an die fünfzehn Jahre in Niederländisch-Indien gelebt. Da habe ich Gelegenheit gehabt, derlei Kranke öfter zu sehen."

Wenn die Schoonmaksters, das heißt die Reinmacherinnen, die Zimmermädchen, die in Holland von Früh bis Abends thätig sind, erscheinen, verläßt man auch beim schlechtesten Wetter das Haus und bleibt am besten ein paar Stunden weg. Denn das Schoonmaken des Zimmers wird sehr ernst genommen. Alles wird in die größte Unordnung gebracht, um dann wieder in die schönste Ordnung gebracht zu werden. Jeder im Zimmer befindliche Gegenstand wird in die Hand genommen und vom möglicherweise darauf befindlichen Staube befreit. Das Unterste wird zu oberst gekehrt, um allmälig wieder an seine richtige Stelle zu kommen. Die Schoonmaksters fegen nicht nur aus, sie bürsten Alles, sie waschen die Thürpfosten, sie nehmen das Bettgestell (den ledekant, aus dem französischen lit de camp corrumpirt) auseinander, sie klopfen die

Möbel, sie nehmen die Vorhänge herunter und erneuern sie in einem fort. Samstag insbesondere ist der große Scheuertag; da werden auch all' die großen Fenster und wird eigentlich das ganze Haus von oben bis unten gewaschen. Zwei Schoonmakksters bringen das leicht zuwege. Eine steht auf dem Trottoir und läßt den Wasserstrahl ihrer Spritze gegen das Fensterglas spielen, die Andere lehnt gleichzeitig aus dem geöffneten correspondirenden Fenster des höheren Stockwerkes und bearbeitet von oben herab das Glas mit einer Bürste, die an einem lanzenartigen Stiele befestigt ist. Immer höher, bis ins zweite Stockwerk hinauf, muß die Spritze ihre Strahlen entsenden; das Mädchen mit der Bürste auf dem lanzenartigen Stiele hat sich bereits in die Dachlucke zurückgezogen. Erst wenn die ganze Vorderwand des Hauses trieft und glänzt wie ein nasser Pudel und jedes Stäubchen ersäuft und weggeschwemmt ist, ruht die Arbeit der Schoonmakksters.

Wenn der Himmel, was im Laufe des Juli nur zu oft geschah, seine Schleusen gar zu stark öffnete, blieb ich daheim und versuchte es mit dem Studium des Holländischen. Ich hatte beim Durchstöbern der Bücherläden mehrere ursprünglich deutsch geschriebene Romane gefunden, deren Text mir sehr wohlbekannt war. In einem derselben: „Ter Eere Gods" genannt, wollte ich das Holländische zu lesen beginnen und mich im Verständnisse desselben üben. Unter den ganz besonderen Umständen war mir fast

jedes Wort verständlich. Aber was hilft das? Von der Lektüre eines Buches, noch dazu eines solchen, das wir kennen, ist ein ungeheurer Schritt zur mündlichen Unterhaltung. Wir verstehen allerdings jedes dritte oder fünfte Wort — das Ganze bleibt bei der Schnelligkeit der gesprochenen Rede unverständlich.

Das Holländische ist wie das Vlämische ein Zweig des deutschen Sprachstammes, der Geist der Sprache und die meisten Wortstämme sind deutsch, der Satzbau fast ganz der deutsche, die ganze Sprache weicht vielleicht nicht mehr vom Deutschen ab, als der Dialekt des Tirolers oder Schweizers vom Schriftdeutschen — dennoch genügen die Abweichungen und Unterschiede, uns immerfort zu befremden und das Verständniß der gesprochenen Rede unmöglich zu machen. Worte und Begriffe kommen in so sonderbaren Verkleidungen daher — man erkennt die alten Bekannten gar nicht wieder. Es ist, als ob man fort und fort geneckt würde und kleine Räthsel zu lösen erhielte.

Als ich an einem Verkaufsgewölbe, nicht fern von meiner Wohnung die Inschrift „Doodekisten" las, fragte ich mich zuerst, was damit wohl gemeint sei. Und doch ist die Lösung gar leicht: Doodekisten sind die Kisten, in welchen die Todten zur Versendung in das bessere Land verpackt werden; das Verkaufsgewölbe war ein Sargmagazin. Das Wort Goedkoop war ich geneigt, nachdem ich es auf den

Glasthüren zweier Laden gelesen, in welchen Schuhwaaren aufgestellt waren, für den Namen eines Schusters Gutkopf zu halten, der Eigenthümer mehrerer Magazine sei, bis mir einfiel, daß dies einfach Gut-Kauf, wohlfeiler Kauf bedeuten müsse. Auch was die allenthalben angebrachte Inschrift: gestofferte Kamers te huur bedeute, gab mir einen Moment Kopfzerbrechen, es heißt einfach: eine Wohnung zu vermiethen und das Wort huur (sprich hür) mag mit unserem Heuren in etymologischer Verwandtschaft stehen. Endlich über eine Inschrift, die ich im Café des Milles Colonnes über einer aufgehängten Sammelbüchse las, habe ich jedesmal, trotz des Ernstes der Sache, lächeln müssen — sie lautete:

Voor de verdrukte Jooden (für die unterdrückten Juden).

Einen Amsterdamer Buchhändler, in dessen Verlag auch mehrere werthvolle deutsche Bücher — ich erinnere nur an Corvin's Memoiren — erschienen sind, und der auch meine Schriften wiederholt seiner Aufmerksamkeit und der Gunst der Uebersetzung gewürdigt, wollte ich, da ich zufällig seine Firmatafel erblickte, im Vorbeigehen grüßen. Ich trat in das Haus und fragte einen ernst und feierlich blickenden Herrn, der gerade aus der Thüre treten wollte, ob Herr Binger zu sprechen? „Mynheer Binger," antwortete er in einem Tone, in welchem mir eine gewisse Melancholie zu liegen schien, „ist

vertrokken." Ich äußerte mein Bedauern und ging. „Alle Wetter," dachte ich, indem ich die Warmoestraat entlang schritt, „was muß dem Manne zugestoßen sein? Vertrokken — was ist das? Ist er vertrocknet? Ist er ertrunken? Nun, mag ihn was immer betroffen haben, wenn es nur nicht gar zu schmerzhaft ist . . ." Ein paar Minuten später mußte ich mir sagen, daß vertrokken jedenfalls das Präteritum von treken, ziehen (daher trek-schuiten, Ziehfahrzeuge) sei. Herr Binger war einfach umgezogen.

So neckt uns diese Sprache fortwährend in sonderbaren Verkleidungen, jetzt mit fremdartigen Ausdrücken, jetzt mit anderer Aussprache, jetzt nur mit anderer Orthographie. Den Plattdeutschen, die in der Sprache Fritz Reuter's herangewachsen sind, mag sie ganz natürlich vorkommen, wir Süddeutsche dagegen können bei aller Achtung, die wir vor dem Genius des holländischen Volkes als solchem empfinden, nicht umhin, sie zuweilen komisch und grotesk zu finden. . . .

* *
*

An einem der wenigen hellen und sonnigen Tage, die der Juli uns schenkte, war ich hinausgefahren, mir die beiden Wunder holländischer Baukunst: das Schleusenwerk bei Schellingwoude und den Noord-Zee-Canal anzusehen.

Beide Werke, das erste östlich, das andere

westlich von Amsterdam gelegen, gehören eigentlich zu einander, das erstere ist die Schutzwehr des zweiten. Erst durch sie wurde das eigentlich in einem abgelegenen Winkel des Zuydersees gelegene Amsterdam, dessen Zugänge von Versandung bedroht waren, von Osten wie vom Westen wieder den größten Schiffen zugänglich.

Damit das Schleusenwerk in Schellingwoude erstände, mußte Alles überboten werden, was noch in Holland in dieser Art geleistet worden war. Nur holländische Ingenieure, an solche auf lockerem Triebsand errichtete Bauten gewöhnt, konnten dergleichen ausführen. Man versenkte Tausende von Sandsäcken, sogenannte Flakken, und trieb dazwischen die Pfähle hinein. 1865 riß ein furchtbarer Sturm die ersten Piloten zusammen, die Arbeit war zerstört und mußte aufs neue aufgenommen werden. Da zeigte sich ein zweites unerwartetes Hinderniß. Durch die Last des neu aufgerichteten Bauwerkes wurde der Sandboden daneben gehoben, der Damm schien wieder gefährdet. Da fing man an, weite Strecken des Meeresboden mit den schwersten Blöcken zu belegen, sozusagen den Meeresboden zu pflastern. Das half. Und nun schließt ein zwei Kilometer langer Damm die Ostseite des Y gegen den Zuydersee ab.

Dieser riesige, ganz aus Steinblöcken und mit Lehm gedichtete Damm hat drei Schleusen zum

Durchlaß der Schiffe und zwei zum Auspumpen und Einlassen des Wassers. Zweiundzwanzig eiserne und vierunddreißig hölzerne Doppelthore, von denen die größten je sechshundertundachtzig Centner schwer sind, reguliren den Durchgang der Wasser. Auch Dampfmaschinen sind in Thätigkeit zum Auspumpen und Herstellen des Niveaus, sie können, wie ich lese, in der Minute die ungeheure Masse von zweitausend Kubikmetern bewältigen.

Der Verkehr durch diese Schleusen ist ein gewaltiger: alle Fahrzeuge, die von der Zuyderzee, Friesland, Gröningen, aus der Nordsee nach Amsterdam kommen, passiren sie. Täglich werden an dreihundert Schiffe durchgeschleust, an einzelnen Tagen sind es schon siebenhundert gewesen.

Eine Ergänzung dieser Werke ist der Nordsee-Canal, durch welchen Amsterdam der Nordsee in directer Richtung auf drei und eine halbe Meile nahegerückt worden ist.

Sachverständige sehen in diesem Canale ein Seitenstück zum Suez-Canale, obgleich dieser einundzwanzig, der holländische nur vierthalb Meilen lang ist. Beide sind durch Sand und seichte Seen geführt. Indeß bot der holländische dem Baue ungleich größere Hindernisse: es war ein nordisches, gewaltig ebbendes und fluthendes Meer voll furchtbarer Stürme und eine colossale Pressung des Wassers zu bewältigen.

Velsen an der Nordsee mit seinem Leuchtthurme und seinen Werften, gewissermaßen das Port-Said dieses Canals, habe ich leider nicht besuchen können. Immerhin hatte ich Riesenwerke gesehen, in welchen sich der alte Unternehmungsgeist der Holländer wunderbar ausspricht.

# Haarlem und der Haag.

Als nach einer Reihe regnerischer Tage der Himmel wieder ein freundlicheres Gesicht zeigte, hatte ich Amsterdam mit raschem Entschlusse verlassen, um doch ein weiteres Stück von Holland kennen zu lernen.

Die Bahn von Amsterdam nach Haarlem durchschneidet die nordholländische Halbinsel fast in der Gegend ihres Gürtels, dort, wo das Land in der weichen niederdeutschen Mundart den zierlichen Namen Holland op zijn smalst führt. Erst dann wendet sie sich südlich, und bei Halfweg gewinnt man schon den Blick auf die unabsehbare grüne Fläche des Haarlemer Meerpolders: man fährt auf dem Meere abgewonnenem Boden.

Mit mir im Coupé saßen drei Damen: Großmutter, Mutter und Enkelin. An den beiden älteren Frauen war noch ein Ueberrest alter holländischer Nationaltracht zu sehen, sie trugen bei sonst moderner Kleidung, und zwar unter

ihren Hüten, die wundersame Haube aus Goldblech, welche den Schläfen fest anliegt und in zwei abstehenden Spiralen endigt. Bei der alten Dame waren diese Spiralen dicht mit großen Diamanten besetzt, welche hell in der Sonne funkelten und ihr freundliches Gesicht wie ein Rococorahmen einfaßten. Es waren nette, gesprächige Frauen, sie hätten mich gerne in ihre Unterhaltung gezogen, guter Wille dazu war auch von meiner Seite da, aber es ging durchaus nicht, wir konnten nichts thun, als nach mißglückten Versuchen unsere gegenseitigen Mißverständnisse herzlich belachen.

Auf älteren Karten von Holland, noch aus den vierziger Jahren etwa, sieht man zwischen Haarlem, Leyden und Amsterdam in geringer Entfernung von der Nordsee das Haarlemer Meer verzeichnet. Es hatte sich im Verlaufe dreier Jahrhunderte aus vier kleinen unbedeutenden Seen gebildet, hatte Ebbe und Fluth und war ein gefahrvoll zu befahrendes Wasser, das zwölf Stunden im Umkreise maß. Es waren darauf Seegefechte geliefert worden. Am Tage des Erdbebens von Lissabon gerieth es in große Aufregung. 1836 erhoben sich Sturmfluthen darauf und bedrohten Amsterdam. Durch solches Treiben hatte sich das Haarlemer Meer sein eigenes Urtheil gesprochen, und es wurde seine Trockenlegung decretirt. Früher waren vielfach Windmühlen zur Auspumpung von Seen und Entwässerung der Moräste verwendet

worden. Nun wurde die Dampfmaschine ein unendlich wirksameres Mittel. Systeme von Pumpen wurden aufgestellt. 1840 war die Trockenlegung begonnen worden, 1853 war sie fertig. Und jetzt existirt das Haarlemer Meer nicht mehr. Dort, wo einst Friedrich, Alba's Sohn, mit seinen Schiffen den Bürgern von Haarlem die Zufuhr abgeschnitten, ist jetzt urbarer Boden. Man hat eine große, von einem Canal umzogene und in vier Abtheilungen zerlegte Insel hergestellt; den ehemaligen Seegrund bewohnt jetzt eine Gemeinde von fünfundzwanzigtausend Seelen. Dampfpumpmühlen und Schöpfwindmühlen halten das Land fortwährend trocken; Dörfer erheben sich, Alleen und Straßen durchschneiden das Terrain; wo einst Schiffe gescheitert, wandeln jetzt Heerden mit vollen Eutern. . .

Wird auch einst die Zuydersee solch ein Ende nehmen? Es ist sehr wahrscheinlich. Der Austrocknung des Haarlemer Meeres ist bereits die des Y gefolgt. Hier würde es sich darum handeln, einen 40,000 Meter langen Damm quer durch das nördliche Ende der Zuydersee zu legen, und ein Strich, so groß wie drei oder vier Thüringer Ländchen, könnte der Cultur gewonnen werden. Ein unternehmendes Volk wie die Holländer schreckt vor solch gewaltigen Plänen nicht zurück.

Schon zeigte sich Haarlem; ich griff nach meiner Reisetasche; meine Reisegefährtinnen wünschten mir viel Vergnügen, und händeschüttelnd nahm

ich Abschied. Noch nie habe ich bei so vielen Diamanten so wenig Hochmuth gefunden. Allerdings waren meine Reisegefährtinnen keine Frauen aus der vornehmen Welt, sondern Mutter, Frau und Töchterchen eines Oekonomie-Besitzers aus Edam, dem käseberühmten Orte.

Es mochte etwa 10 Uhr sein, als ich in Haarlem ankam. Die Stadt, welche unter allen den schmucken und sauberen Städten Hollands für die schmuckste und sauberste gilt, hatte ihre Morgentoilette beendigt. Die Fronten der Häuser, dunkelbrauner Ziegelbau mit weißgekalkten Fugen, breiten Giebeln und einer Ornamentik aus Sandstein, welche alte Schmiedearbeitsformen nachahmt, machten den freundlichsten und dabei originellsten Eindruck. Fenster, Thüren, Firmaschilder und Glockenzüge, Alles war frisch geputzt und glänzte in der Sonne. So reinlich gewaschen waren die Trottoirs, daß ich mir ein Gewissen daraus machte, ein Schwefelhölzchen, mit dem ich meine Cigarre angebrannt, wegzuwerfen, und es lange mit mir trug, bis ich eine passende Stelle dafür gefunden. Ich suchte nun eine Droschke, daß sie mich um die Stadt herumfahre, fand aber keine; vermuthlich hat man Pferde nicht gerne auf den Plätzen stehen, weil sie das Pflaster derselben zu verunreinigen pflegen.

Die Holländer haben in Betreff der Frage nach Erfindung der Buchdruckerei ganz separatistische

Ansichten, und nehmen für einen Haarlemer, Laurenz Jaeszon, genannt Coster (der Küster), die Erfindung des Druckes mit beweglichen Lettern in Anspruch. Dieser, sagen sie, sei Küster gewesen, habe schon 1423 Holztafeln geschnitten und durch Abdruck zu vervielfältigen verstanden; er habe auch bewegliche Lettern erfunden. In der Christnacht 1440, während der Küster alt und krank in der Kirche der Mitternachtsmesse beiwohnte, habe ein ungetreuer Geselle, Namens Fust, Lettern und Bücher gestohlen. Er habe sie nach Mainz gebracht, wo Gutenberg in den Besitz derselben gelangt sei und die Erfindung des Alten als die seinige ausgegeben habe. Neuerdings haben Forscher die ganze Existenz Coster's in Abrede gestellt; doch wie es sich auch verhalte, auf dem Rathhause zu Haarlem werden die ersten Coster zugeschriebenen Drucke gezeigt, und derselbe hat auf dem Platze vor der groote Kerk gewissermaßen als Anti-Gutenberg ein großes erzenes Standbild erhalten.

Auf festeren Füßen steht der Ruhm des Haarlemer Malers Franz Hals, dessen Bedeutung man erst kennen lernt, wenn man das Museum auf dem Rathhause besucht. Er ist der heiterste und freudigste aller Meister und als Farbenvirtuose neben Rembrandt zu stellen.

Wenn auch die Zeit vorüber ist, in der man für Haarlemer Tulpenzwiebeln, wie z. B. für den Semper Augustus, dreizehntausend Gulden zahlte —

Haarlem ist noch immer eine Blumenstadt und hat die schönsten Gärten, mit deren Erzeugnissen sie einen ausgebreiteten Handel treibt. Das landhausreiche Bloemendaal, ganz nahe bei Haarlem, ist Dorf und Park zugleich; hier haben die reichsten Kaufleute Amsterdams ihre Buiten oder Landhäuser gebaut, man blickt durch eiserne Gitterthore und Geländer auf die schönsten Rasen und Blumenteppiche, die fremdartigsten Pflanzengruppen, die reichsten Blumenbeete. Leise Pianoklänge kommen von der Höhe, die Luft ringsum schwimmt in Duft; man bringt einen angenehmen Rausch davon heim.

* *
*

Am andern Morgen war ich im Haag. Der Haag, man sagt allenfalls auch s' Gravenhaag, des Grafen Gehege, nie Haag schlechtweg — ursprünglich eine Wildstation, ein Jagdsitz der Grafen von Holland, später das größte Dorf Europas genannt — ist jetzt mit seinen lichten, alleendurchzogenen Straßen, seinen vielen Palästen, den berühmten „Bosch" in unmittelbarer Nähe, eine der schönsten Städte der Niederlande. Die Plätze sind weit und frei, die Häuser stattlich und modernsten Styles, allerdings ohne volksthümlich holländischen Charakter. Die Stadt macht den Eindruck der Eleganz und des Behagens und bildet

den directen Gegensatz zu dem originellen, aber düsteren Amsterdam.

Und kaum wird wohl eine Stadt zu finden sein, die ein poesievolleres Bild innerhalb ihrer Mauern einschließt, als der Haag, vom Vijver (Weiher) aus gesehen. Ein großartiges Wasserbecken ist auf drei Seiten von Alleen umgeben, es hat eine Insel in der Mitte, Schwäne kreuzen auf der leisbewegten Fläche. Direct aber entsteigen dem Gewässer die grauen Mauern des Binnenhofes; langgestreckte, festungsartige Steinmassen mit Thürmen und Giebeln; Aneinanderreihungen der verschiedensten Bauten kündigen sich, ich weiß nicht durch welch finsteren und geheimnisvollen Charakter als Stätte an, wo finstere historische Ereignisse gespielt. Und dies ist wirklich der Fall. In diesem Binnenhofe wurde Olden Barneveld, der Begründer des holländischen Staatswesens, durch ein parteiisches Gericht verurtheilt und hingerichtet, hier wurden die Brüder Cornelis und Johann de Witt, vom oranisch gesinnten Volke, das in ihre Kerker gedrungen war, ermordet.

In Erwartung, daß die Bildergalerie (das koninklijk Kabinet van schilderijen) geöffnet werde, schlenderte ich auf den Kneuterdyk und fragte nach dem einstigen Wohnhause Olden Barneveld's. Auf dem Gesimse dieses Hauses stand einst eine Statue der Wahrheit mit einem Spiegel in der Hand, und dieser löste sich ab und fiel zu Boden im

selben Momente, als Olden Barneveld ins Gefängniß geführt wurde. Doch nicht eigentlich Barneveld's, vielmehr eines Andern wegen kam ich her. In diesem Hause wohnte längere Zeit Diderot, nach seiner Heimkehr aus Rußland als Gast der Fürstin Galytzin. Das Gebäude beherbergt jetzt das Ministerium der Finanzen.

Endlich hatte die Eröffnungsstunde der Galerie geschlagen, endlich, denn Rembrandt's berühmtes Bild: „Die Anatomie" zu sehen, gehörte seit undenklicher Zeit zu meinen Wünschen. Da hängt es im großen schwarzen Rahmen, keineswegs grauenvoll, nur ernst, der Gegenstand durch Kunst so gemildert, daß alles Abstoßende wegfällt. Im gewölbten Saale der Snykamer (des Secirsaales) ist der berühmte Anatom Nikolaus Tulp daran, die Anatomie des Armes zu demonstriren. Vor ihm auf dem Tische, quer verkürzt, liegt der Kadaver. Viele Zuhörer, nicht Studenten, sondern gereifte Männer, Mitglieder der Amsterdamer Chirurgengilde, umgeben den berühmten Lehrer. Die Figuren haben Lebensgröße. Alle sind schwarz gekleidet, mit großen, liegenden, gefältelten Kragen, Tulp allein hat einen schwarzen, weichen, breiträndrigen Hut auf dem Kopfe. Er ist in ruhiger Darlegung begriffen. Er hat das Sehnenband der Hohlhand abgelöst, den oberflächlichen gemeinschaftlichen Fingerbeuger bloßgelegt, einen langen, dicken, oben sehr fleischigen Muskel, der sich am untern

Drittheil des Vorderarmes in vier Bündel spaltet, von welchen jedes in eine lange schlanke Sehne ausläuft, und erklärt seinen Zuhörern, wie, wenn die Beuger und Ausstrecker derselben Seite zugleich wirken, durch die Speichenmuskel die Abziehung, durch die Ellbogenbein-Muskel die Anziehung der Hand entsteht. Nikolaus Tulp hat mit einer Pincette die Sehnenbündel emporgehoben. Er wird sie sofort mit der Scheere durchschneiden und zeigen, wie — höchst wunderbar — die Sehne des tiefen gemeinschaftlichen Fingerbeugers zwischen die Sehnenschenkel des oberflächlichen Fingerbeugers hindurchtritt und dadurch eine wunderbare Mechanik erzeugt. Das ist der Mittelpunkt der Darstellung. Nun ist aber das Außerordentliche am Bilde der Unterschied des Verständnisses, den Rembrandt den Gesichtern der sieben Individuen zu geben verstanden hat. Der Eine hat die Demonstration schon im Voraus errathen und constatirt mit einem Blicke, was er schon weiß; ein Zweiter wundert sich über das, was er ohne Tulp's Demonstration nie gefunden hätte. Einer ist aufmerksam, kann aber der Darlegung nicht folgen, indeß er hat guten Willen, er wird später nachkommen. Drei im Hintergrunde Stehende sind zerstreut und geistig abwesend. Und man sieht — so klar ist Alles den Gesichtern eingeschrieben — das Schicksal eines Jeden voraus, wenn die Herren Chirurgen noch eine Prüfung bei Professor Tulp zu bestehen haben.

Zwei werden ein glänzendes Examen machen, zwei vermuthlich ein sufficienter erhalten, die übrigen werden durchfallen. Das leuchtet sofort jedem Beschauer ein.

Und so hat Rembrandt ein Bild gemalt, von welchem man in Gegenwart des Todes nur an Geistesleben denken muß. Ein Sensationsmaler hätte am Leichname die Schädel- oder Brusthöhle öffnen lassen: Rembrandt hat bescheiden einen Vorwurf gewählt, den man ohne jedes Grauen betrachten kann: handelt es sich doch nur um die Function der Hand, also des Organs, durch welches der Verstand des Menschen sich äußert. Und erst durch diesen vergleichweise weniger nervenaufregenden Hintergrund gelangt er dazu, uns die Vorgänge im Geiste der Zuhörer zu zeigen. Unendlich oft haben sich die Maler seitdem daran versucht, gegenüber Einem Vorgange die verschiedenartigsten Gemüthsstimmungen in einer Scala sich entwickeln zu lassen; an Lebendigkeit, Wahrheit und Ersichtlichkeit des Eindrucks hat keiner Rembrandt übertroffen.

Und auch diese „Anatomie", dies gewaltige Kunstwerk, ist im Grunde nur ein Gelegenheitsbild. Es war damals Sitte, daß die Vorsteher einer Gilde, eines Gerichts-Collegiums, eines Stifts sich gemeinschaftlich von einem großen Maler abconterfeien ließen, ganz so, wie sich heute Corpsbrüder oder Waffenkameraden gemeinschaftlich

zum Photographen verfügen. So sind die Doolen- oder Zünftebilder entstanden, wie wir deren fast in allen Galerien Hollands finden. Rembrandt aber verstand es, fast der Einzige, aus ihm in Auftrag gegebenen Porträtgruppen Kunstwerke ersten Ranges entstehen zu lassen, indem er eine geistige Einheit dramatischer Handlung zu schaffen wußte, an welcher er die verschiedenen Persönlichkeiten, je nach ihrer Art und Weise, betheiligte. Der „Auszug der Schützencompagnie" und die „Staalmeesters" in Amsterdam sind ein weiterer Beweis davon.

Die Galerie im Haag hat übrigens der Meisterwerke noch gar viele aufzuweisen. Es sind außer der „Anatomie" noch vier Bilder Rembrandt's, dann mehrere Ruysdaels, viele Jan Steens da. Ferdinand Bol und Gerbrand van den Eckhout gewinnen sehr bei näherer Bekanntschaft. Paul Potter's „Junger Stier" entzückt alle Landwirthe. Auch Murillo und Tizian sind unter den Nichtholländern vertreten. Im Allgemeinen wirkt Eines sehr wohlthätig in den großen Galerieen Hollands: sie sind fast vollständig frei vom nazarenischen Charakter, der den alten Galerieen anhaftet. Mir speciell, ich gestehe es, wird durch die ewigen Familienscenen aus Nazareth und anderswo der Genuß an denselben sehr verleidet. Hat man den heiligen Sebastian sich in hundert Stellungen unter den Pfeilen winden und die büßende Magdalena

tausendmal ihre Hände vor dem Todtenkopfe ringen gesehen, so hat man daran genug. Die Niederländer endlich haben auch der Gegenwart und dem Leben ihren Werth gegeben und eine heiterere Lebensauffassung künstlerisch durchgesetzt.

Aus begreiflichen Gründen hat mich auch ein anderes, kleines Bild Rembrandt's interessirt: „Das Weib des Urias aus der Ferne von David betrachtet". Es befindet sich in der Galerie des Barons Steengracht von Osterland, welche fast lauter Cabinetstücke ersten Ranges enthält. „Und es begab sich," erzählt uns das heilige, zuweilen auch sehr unheilige Buch, „daß David um den Abend aufstund von seinem Lager und ging auf das Dach des Königshauses, und sahe vom Dache ein Weib sich waschen, und das Weib war sehr schöner Gestalt." Dies und nichts Anderes ist der Gegenstand des Bildes. Wie oft haben doch von jeher die schönen Jüdinnen der Bibel die Phantasie der Dichter und Maler beschäftigt! Rebekka am Brunnen, Dalila, auf deren Knieen Simson eingeschlafen, die fromme Ruth, die barbarische Judith, Esther, die Sulamith, die keusche Susanna, ja sogar Madame Potiphar — wie oft sind sie gemalt und in den Mittelpunkt von Dichtungen gezogen worden! Diesen Gestalten schließt sich auch Bethseba an. In der Dichtung kann sie nur wirken, wenn man sie in den schärfsten Gegensatz zu König David bringt: als bloße Sklavin seiner Lüste

wäre sie gemein. Sie sitzt bei Rembrandt in einem dichtbelaubten Parke neben dem Badebassin nackt auf einem mit einem Teppich bedeckten Tische, zwei Dienerinnen warten ihrer, und eine brave Alte hat es, wie es scheint, mit ihren Hühneraugen zu thun. Eine merkwürdige Frau! Sie scheint gar nicht zu fühlen, daß es doch eine gewagte Sache ist, auf einem von Gebäuden überragten Platze so im Freien zu baden. Ich möchte durchaus nicht annehmen, daß sie bei sich denkt: „Sieht mich zufällig Jemand, was liegt daran? Mein Leib ist ohne Fehl!“ Und doch könnte man es nach dem Ausdruck ihres Gesichts, der ein völlig prosaischer, wenn nicht gar gemeiner ist, beinahe glauben. Die Behandlung des Halbdunkels, aus welchem der Frauenkörper kräftigst hervortritt, mag von höchster Meisterschaft sein, ich habe in dem Bilde nur ein wohlgebautes Weib gesehen, geistige Bedeutung aber beim besten Willen nicht erkennen können. Rembrandt hat immer nur Lebenswahrheit angestrebt, höhere Frauenschönheit hat er nicht gesucht und, so viel ich weiß, nicht gefunden.

Es war 3 Uhr geworden, ich fuhr in den Bosch hinaus. Dieser, der für den Haag das ist, was für Berlin der Thiergarten, grenzt fast an die Stadt. Er ist von unvergleichlicher Schönheit, wenn mildes Sonnenlicht durch die Gipfel der uralten Alleebäume und den lichtgrünen Buchenwald

blickt. Man fährt an großen stillen Teichen vorüber, in deren Wasser die Zweige der Ulmen und Hängeweiden tief herabschatten. Hier ist das berühmte „Haus im Bosch" mit dem herrlichen achteckigen Oraniensaale zu sehen. Maler aus Rubens' Schule: Jordaens, Thülden, Honthorst, haben ihn mit Gemälden geschmückt, die Gruppe der badenden Nymphen hat Rubens selbst gemalt. Als ich mich sattgesehen und den Heimweg antreten wollte, fand ich die Hauptallee des Bosch voll Equipagen, den Bosch von einem Strome von Menschen durchfluthet. Es war die Stunde herangekommen, in der die Musikcapelle zu spielen pflegt. Heute schien der sonnige Tag Alles ins Freie gelockt zu haben. Das große Gartenlocal der Nieuwe Literarische Societät war das begehrteste Ziel: das Abgeben einer Visitenkarte genügte, um Eintritt darin zu finden. Sofort befand man sich inmitten der ganzen eleganten Welt des Haags. Alles hatte sich gesellig in Gruppen zusammengefunden. Schöne Frauen nippten an Eis und Sodawasser, bunt phantastisch aufgeputzte Kinder trieben sich zwischen den Tischen umher. Man konnte bei den Klängen der „Oberon"-Ouvertüre die geistige Signatur manches schönen Frauenkopfes studiren und die Kostbarkeit der Toiletten mindestens ahnen. . . Und auch mir, dem Fremdling, wurde zu seiner größten Ueberraschung ein Gruß zu Theil. Sitzen dort nicht in

zahlreicher Gesellschaft meine Reisegefährtinnen von gestern? Gewiß; in der Sonne blitzt die diamantenbesetzte Goldhaube.

Ringsum hörte man nur Holländisch sprechen. So viel fremde Bestandtheile aus der Badewelt des nahen Scheveningen da sein mochten, sie verschwanden vollständig. Aber wie anders sind diese Holländer, als man sich sie gedacht! Man hat so viel von ihrem Phlegma gelesen, ohne an sich die Frage zu stellen, wie sich doch Phlegma mit dem entwickeltsten Kaufmannssinne und der größten industriellen Unternehmungslust vertrüge, und findet eine Beweglichkeit und Behendigkeit, die jener der Franzosen nahekommt. Das Holländische wird auch viel schneller als das Deutsche gesprochen.

Eine andere Mythe scheint mir die Corpulenz und das Blond der Frauen zu sein; ich habe fast nur brünette Frauen gesehen, die keine besondere Fülle zeigten. Der Himmel weiß, wo Van Dyck, wo Rubens ihre dicken Frauen mit den semmelblonden Haaren angetroffen. Vielleicht in Flandern, in Holland gewiß nicht. Mir scheint, daß diese Maler zufällig Modelle von so üppiger Carnation in der Nähe hatten und daß diese Modelle ihr Haar künstlich zu bleichen pflegten. In Italien war dies ja der Fall; sollte die Mode nicht später auch nach Holland gekommen sein?

Es war schon ziemlich spät, als ich mich in einem großen auf den Plaats gelegenen Restaurant einfand. „Annemen! Annemen!“ rief es rechts und links, und die Kellner eilten auf diesen Ruf herbei. Dies könnte den Fremden am ersten Tage zum Glauben verleiten, daß der Kellner diesen seltsamen Namen führe. Doch das ist nicht der Fall: der Kellner soll nur eben die Bestellung oder die Zahlung „annehmen“.

Als ich nach meinem Diner auf die Uhr sah, die Sieben zeigte, und erfuhr, daß heute die Schauwburgen (die Theater) geschlossen seien, erfaßte mich doch die Sorge, wie ich den Abend wohl zubringen werde. Ich fing an, die stille vornehme Residenz mit dem lauten Amsterdam zu vergleichen, und äußerte mich etwas niedergeschlagen zu einem Herrn, der mir gegenüber am Tische gesessen hatte und mit dem ich ins Gespräch gekommen war. „O,“ sagte er im Tone des Vorwurfs, „wie mögen Sie Amsterdam mit dem Haag vergleichen! Der Haag ist so schön! Amsterdam dagegen riecht übel, einen Theil des Jahres nach Häring, den andern nach Stockfisch. Zudem — es steht auf Wasser. Amsterdam ist faul. C'est une ville infecte.“ Mir war, als höre ich von einer schönen und liebenswürdigen Frau, die mir sehr gefallen, Nachtheiliges erzählen. „Ja wohl, man sagt, daß ihr Athem nicht ganz rein ist,“ erwiderte

ich, „und das mag auf keine gute Gesundheit deuten. Im Uebrigen aber ist es eine herrliche Stadt. Wie schön sind die Abende in Vondel's Park!"

Mein Gegenüber kannte ihn noch nicht; war er so lange nicht in Amsterdam gewesen?

# Inhaltsverzeichniß.


Seite

Vorrede . . . . . V

## Gedichte.

„Unter Tagesgespenstern geh' ich" . . . . . 3
Ritter, Tod und Teufel . . . . . 4
Nächtlicher Besuch . . . . . 6
Frühlingsabend . . . . . 10
Der Gattin eines Kritikers . . . . . 11
An Josephine . . . . . 12
Römische Elegie . . . . . 13
Herculanum . . . . . 16
Der Theolog von Salamanca . . . . . 22
König Poltys . . . . . 30
Karghegan . . . . . 33
Böser Zauber . . . . . 34

## Novelletten.

Tannhäuser im Orient . . . . . 39
Das Gastmahl des Skopas . . . . . 53
Die Frühmesse . . . . . 61
Klingenbergs Jugend . . . . . 70
Isabella von San Felice . . . . . 88
Wie Heilige entstehen . . . . . 105
Eine Jesuitenpredigt . . . . . 120
Fragmente aus Olympia . . . . . 125

## Reisebilder.

Winterfahrt durch Graubündten . . . . . 143
Salzburg . . . . . 158
Auf der Fahrt im neuen Reiche . . . . . 168
Berliner Eindrücke eines Oestreichers . . . . . 180
Saxon-les-bains . . . . . 199
Ein Besuch in Elm. . . . . 215
Spaziergänge durch Amsterdam. . . . . 225
Haarlem und der Haag . . . . . 260

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

In demselben Verlage erschienen:

# Dichtungen

von

## Alfred Meißner.

**Zwölfte Auflage.**

Liebhaber-Ausgabe auf Büttenpapier. Reich geschmückt durch Zierleisten, Initialen, Schlußvignetten ꝛc., gezeichnet von **Adolf Schill.**

**Wohlfeile Ausgabe.** 4 Bände.

I. Band: **Ziska.**
II. Band: **Gedichte.** I.
III. Band: **Gedichte.** II.
IV. Band: **Werinher. König Sadal. Herbstblumen.**

Preis pro Band elegant gebunden 5 Mark.

---

# Novellen

von

## Alfred Meißner.

3 Bände. Preis geheftet 6 Mark.

---

# Dramen

von

## Alfred Meißner.

Preis geh. 2 Mark.

---

# Dichtungen

Preis geheftet 2 Mark.

In demselben Verlage erschienen:

## Schwarzgelb.

Roman von

**Alfred Meißner.**

4 Bände. Preis geheftet 8 Mark.

---

## Babel.

(Fortsetzung von „Schwarzgelb".)

Roman von

**Alfred Meißner.**

2 Bände. Preis geheftet 4 Mark.

---

## Neuer Adel.

Roman von

**Alfred Meißner.**

2 Bände. Preis geheftet 4 Mark.

---

## Die Sansara.

Roman von

**Alfred Meißner.**

4 Bände. Preis geheftet 8 Mark.

---

## Zwischen Fürst und Volk.

Die Geschichte des Pfarrers von Grafenried.

Roman von

**Alfred Meißner.**

Preis geheftet 3 Mark.